

* * * * * * Herausgeber: L. Engel. * * * * * *

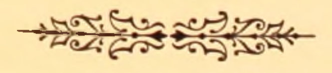
IX. Jahrgang. | September 1902. | — No. 9. —

Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Der Unterzeichnete ist genötigt, diese Arbeit längere Zeit zu unterbrechen. Unter der Feder dehnte sich der Stoff, soll er vollständig erschöpft werden, derartig aus, dass immer weitere Studien nötig wurden. Hauptsächlich ist die erst gar nicht beabsichtigte Durchforschung des Wiener Staats-Archivs unerlässlich geworden. Leider wurde dasselbe jedoch während des Sommers in ein anderes Gebäude verlegt, so dass die Akten erst Ende September wieder zugängig werden. Es liegt auf der Hand, dass diese Arbeit schwierig und zeitraubend ist, sollen jedoch alle schwebenden Fragen endgültig klargestellt werden und namentlich die politische Thätigkeit des Ordens in der Austauschangelegenheit Bayerns an Österreich in den Jahren 1784—85, so ist eine solche unbedingt notwendig. Dem Unterzeichneten ist es bereits gelungen, in den Archiven zu Berlin und Gotha aufklärende Dokumente zu finden, die bisher unbekannt waren, die jedoch im Zusammenhang mit Ereignissen stehen, über die in Wien Aufschluss zu finden ist. Es war bis vor kurzem die notwendige Unterbrechung nicht ersichtlich, ist jedoch nicht mehr zu umgehen.

Hochachtungsvoll

L. Engel.



Der grosse Verneinungsgeist.

(Zur Beruhigung schwankender Gemüter.)

Von [illegible], Wien.

> [illegible] [illegible] verneinet und den [illegible] [illegible],
> [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], dass er [illegible] ist.
>
> [illegible]

Zwei grosse Parteien stehen sich in der Welt beständig in der schroffsten Weise gegenüber, wie Tag und Nacht sich gegenüberstehen: es ist der Bejahungs- und Verneinungsgeist. Der erstere war von jeher [illegible], jener Glückselige und Bejahungsgeist, dem gegenüber Mephisto, der Dünger am ausgesogenen Acker, nur die noch mehr treibende Kraft [illegible] zur Bejahung der göttlichen, ewigen Wahrheit, zur Bestätigung der grossen Schöpfungswahrheit des göttlichen Seins, im Werden und Vergehen und [illegible], in der grossen Frage der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, der doch von dem Bejahungsgeiste aus der Quelle des göttlichen Geistes hergeleitet wird.

Der Verneinungsgeist erscheint uns als ein böser, doch ist dies nur scheinbar, er ist vielmehr nur, wie schon erwähnt, das treibende Salz, dasjenige Element, welches uns den Ansporn zum neuen Denken gibt, also nur fruchtbar wirkt.

Wie der Dünger am Feld und Acker das treibende Element ist zur Wahl der Fruchtarten, so ist der Verneinungsgeist im Menschen durchaus nichts Böses und Zerstörendes, sondern nur der scheinbare Zerstörer, der eigentlich im Grunde genommen erst recht mit aufbauen hilft.

Es gibt überhaupt in der ganzen Natur und im ganzen geistigen Reich des Menschen nichts absolut Böses, alles Böse ist nur scheinbar, es bewirkt, dass unsere Gedanken einmal zur Vorsicht und zweitens zur besseren Erkenntnis getrieben werden sollen. Zur Vorsicht, weil wir in der Welt der Gefahren und Widerwärtigkeiten leben, zur Erkenntnis, weil wir einen [illegible] [illegible] [illegible] erreichen können, indem wir auf uns, die wir [illegible] und [illegible] [illegible], aufmerksam werden und uns durch die [illegible] der göttlichen Erkenntnisse von den unteren Graden unserer sinnlichen Natur frei zu machen streben und so wahre Menschen werden; darum nennt man den [illegible] auch eine Schule. Die Leidenschaft im Menschen, in seiner niederen Sinnlichkeit, seiner Neigung, der er [illegible] und [illegible] nachgeht, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ist seine [illegible] Gesinnung, die ihn [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und zu [illegible] [illegible] macht, und zwar so lange, bis er endlich

zur Besinnung kommt und sich aus ihren Klauen rettet, denen er sich durch seine vielleicht unwissende Schuld selbst ergeben hat und sich selbst hervorgeht, d. h. ihn die Erkenntnis lehrt, dass es Zeit ist, sich von der Szene loszumachen, ehe es zu spät ist. — So retten oft die bösen Konsequenzen der süss scheinenden und gross gezeugten Leidenschaft den Menschen von seiner eigenen Schuld, die er etwa durch sein eigenes Böses oder durch unwissende Blindheit begangen.

So müssen die Konsequenzen bei allen Übertretungen wieder die unmittelbaren Ankläger sein im Konkreten wie im Abstrakten. — So verhalten sich gut und böse zueinander wie Tag und Nacht, eines fliesst wie Dämmerung ins andere über, es ist nicht wie Öl und Wasser scharf begrenzt, denn ich kann aus Gutem Böses und aus Bösem Gutes erzeugen, keines besteht in allem Geschaffenen für sich absolut. Das absolut Gute ist nur — Gott! weil von ihm nichts Böses abgeleitet werden kann, sonst wäre er nicht die Einheit.

Gott aber legte die Dualität in Natur und Geist, um dadurch dem Menschen, als Krone der Schöpfung, den Weg zur Erringung der göttlichen Erkenntnis (Theosophie) zu weisen; denn nur durch Unterscheidung werden Begriffe gewonnen und durch diese konkrete und damit höhere Einsicht und schliesslich göttliche Erkenntnisse erlangt. — Ohne Unterscheidung im Konkreten wie im Abstrakten wäre ein Wachsen der Intellektualität und somit der höheren Erkenntnis nicht möglich, und diese Unterscheidung verursacht nur die Dualität, die Zweiheit aller Dinge, wie Ja und Nein, wie Tag und Nacht, wie Licht und Finsternis, wie Süd und Nord, wie Mann und Weib, wie Hitze und Kälte, wie Leben und Tod, wie Positiv und Negativ, wie Magnetismus und Elektrizität. — Eines von diesen stellt stets das scheinbar Böse vor, welches uns immer zur Einsicht des Guten führt, denn die Dualität verursacht im Menschen wieder die Unterscheidung, den Reflex, die Spekulation. —

So ist der Geist der Menschheit in zwei geteilt, sich gleichsam feindlich gegenüberstehend, in positiv und negativ, der Negative ist jener Mephisto, welcher von Faust gefragt wird, wer er denn sei — und er darauf antwortete: »Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!«*) und wo es auch im Volksmunde heisst: »Alles Böse hat sein Gutes!«

Wir wollen durchaus nicht dem Bösen das Wort reden, um nicht missverstanden zu werden, aber der Denkende wird einsehen, dass das Böse ein notwendiges Übel wenigstens in

*) Büchner nennt das mystische Menschheitsdrama Goethes Faust »eine im ganzen recht verfehlte Dichtung« (!!) — —

unserer Welt ist, um die Geister zu läutern. — Der Diamant muss geschliffen werden, um im Glanze seiner eigenen Strahlen, in der vollen Reinheit seines Lichtes zu schimmern. Das Schleifen ist hier gleichsam das Böse, das zu Überwindende, denn ohne Schliff giebt es keinen Glanz. Ohne Schule des Lebens keine Philosophie, d. h. kein Hervorgehen zum denkenden Menschen affirmativ oder negativ, denn die Philosophie, die auf den Universitäten gehört und gelernt wird, ist bloss schablonische Einführung in die Methode, Art und Weise zur Philosophie, aber wirkliche Philosophie (Einsicht und Liebe zur Weltweisheit) kann uns nur die Schule des Lebens selber geben. —

Zwei grosse Gegner standen sich von jeher und stehen sich noch heute feindlich gegenüber, sie werden sich auch in alle Zukunft in dieser Welt gegenüberstehen, aber der Mystiker kränkt und ärgert sich nicht darüber, er weiss, das liegt in der Natur der Sache, das liegt tiefer, als der gewöhnliche Mensch ahnt.

Die Gegnerschaft, die Negation, glaubt ebenso in ihrem Rechte zu sein, wie die affirmative Partei, und auch das liegt in der Natur der Sache, denn ohne diese gegenseitige Behauptung könnte kein Zwiespalt entstanden sein.

Wenn zwei Parteien streiten wegen einer Behauptung (als Wahrheit), so gehört ein Richter in die Mitte, dieser Richter ist die Wahrheit selbst. — Der mystische Ternar führt wieder zur Einheit zurück, dieser Ternar ist der göttliche Geist selbst, der die Dualität oder Zweiheit wieder zu Eins macht, er ist der Terminus als Keim, Progress und Frucht oder Vollendung aus der Potenz.

Und so wird Ja und Nein versöhnend ineinanderfliessen und von der ewigen Wahrheit absorbiert, d. h. aufgehoben werden. —

Wie Feinde stehen sich also auch die Menschen im Ja und Nein des grossen Rätsels des Seins und der Welt gegenüber, doch scheinbar feindlich, denn sie unterstützen sich eigentlich nur gegenseitig. —

Wir gehen nun nach dieser einleitenden Vorplauderei zum eigentlichen Thema über:

Der grosse Verneiner, durch den das schwankende Gemüt oder der nicht mystosophische Denker beunruhigt wird, ist der Materialist, der Stoffgläubige und zwar der gelehrte, nicht etwa der einfältige, alltägliche Nachbeter, der hier ganz ausfällt.

Es handelt sich zwischen diesen beiden Parteien um die grosse Frage von Gottes Dasein und Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, da dieser doch eine Verknüpfung oder Kausalität mit Gott ist. —

Die affirmative Partei stellt diesen Satz als Postulat auf,

und Religion*) ist der lebendige Ausdruck für ihren Wahrheitsglauben als Bestätigung.

Ein grosser Teil der Gelehrtenwelt stösst dieses allgemeine Postulat um, d. h. er verneint den Geist in der Natur, somit auch Gott und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und glaubt mit seiner empirischen Weisheit genügend glaubwürdig zu lehren, dass es weiter nichts gebe, als Kraft und Stoff, ohne Beeinflussung eines Gottes, dass sohin die Statuierung der Unsterblichkeit der menschlichen Seele eine nur subjektive Einbildung des einfältigen Menschen nach altem Herkommen von Sagen, Mythologien und Märchen sei. — Der Mensch ist weiter nichts als eine aus der Pflanzen- und Tierwelt hervorentwickelte vorübergehende Phase, die sich wieder wie eine Seifenblase im All der Natur verliert für immer, um durch die grosse Kraft wieder für andere Gebilde umgestaltet zu werden. — Der sogenannte Geist, den wir für unsterblich halten, ja, den wir für Gott selbst ansehen, ist nur eine mit der Materie wachsende Eigenschaft, d. h. der Stoff, die Materie ist die ewige Erzeugerin von dem, was wir Geist und Intellektualität nennen. Doch um ihnen ganz gerecht zu werden, nehmen sie eine grosse Kraft in der Natur an, die alles umformt im ewigen Kreislauf und welche grosse Kraft es ist, die sich durch alle Transformationen allein erhält. — Man sieht, es wäre nur ein Sprung zu einer verständigen Versöhnung, aber ihre grosse substituierte Kraft ist leider eine Art tote Naturkraft, die ewig, ohne Absicht und Endzweck, mit dem Stoff herumtransformiert, ohne zu wissen warum und wegen was?! — Der gesunde Menschenverstand kann mit dem ewigen Herumballen dieser Kraft mit der Materie durchaus nicht einverstanden sein, denn er sieht schon a priori, dass solch ein brutales Gebaren dieser blinden Kraft mit ihrer ebenso passiven Materieumwandlung in fortwährend sich wiederholenden, ebenfalls seelenlosen Formen und Gestaltungen am Ende doch in nichts ausläuft und also vollständig als zwecklos erscheinen muss. Was ist das Resultat dieses Verneinungsgeistes? — Ein Nichts!

Die materialistische Philosophie der kurzsichtigen Herren Brillenträger geht also Null für Null auf, weil sie uns ein Nichts lehrt.

Doch nein, wir wollen noch gerechter sein und nicht ganz verschweigen, dass sie doch eine Unsterblichkeit des Menschen lehren, mit der wir zufriedener sein sollen, als mit unserer aufgestellten selbst.

---

*) Die tiefliegenden göttlichen Überreste des Guten und Wahren im Menschen machen die Religion aus, wenn auch vielgestaltig. Swedenborg nennt sie Reliquiae coelestiales, andere leiten Religion von Religare, verbinden (in Gott), ab. — D. V.

Büchner sagt: »Die materialistische Wissenschaft hat einen anderen, besseren und idealeren Trost bei der Hand, denn sie weiss, dass nichts in der Welt vergänglich ist (hier stimmen auch wir zu), mit Ausnahme des Einzeldaseins, und dass wir selbst nur die Fortsetzung und das Produkt vergangener Generationen sind, in gleicher Weise, wie die Generationen der Zukunft die Fortsetzung unserer selbst sein werden!! — Indem wir sterben, verlieren wir nicht uns selbst, sondern nur unser persönliches Bewusstsein oder die zufällige Form, welche unser an sich ewiges und unvergängliches Wesen für eine kurze Zeit angenommen hatte; wir leben weiter in der Natur, in unserem Geschlecht, in unseren Kindern (wer welche hat), in unseren Nachkommen, in unseren Thaten, in unseren Gedanken — kurz in dem ganzen materiellen und seelischen oder geistigen Beitrag, den wir während unseres kurzen, persönlichen Daseins zu dem Bestehen der Menschheit wie der Gesamtheit geliefert haben.«

Das ist auf den ersten Anschein eine sehr verfängliche und plausible Explikation einer Unsterblichkeit für jemanden, der noch in diesem Labyrinth von einem Weisheitstempel ein Novize ist, aber für uns genügt diese Unsterblichkeitslehre so viel wie nichts, denn wir können uns nicht zurechtfinden, wie uns eine blosse Naturkraft Geist und Intelligenz geben soll, ja selbst nur Leben, wenn diese Kraft keine geistige, göttliche, Leben gebende ist, da sie doch von den gelehrten Herren nicht als solche anerkannt wird.

Es ist beinahe rätselhaft, wie der Materialismus sich so weit versteigen kann, gerade das Umgekehrte als Wahrheit zu statuieren, und zu dieser Annahme rechnen sich Männer der Wissenschaft und predigen dieses Nichts stolz in die Welt hinaus!

Würde der Materialismus mit seiner Lehre die Reïnkarnation verbinden, ohne auf ein Jenseits zu reflektieren, so hätte es wenigstens einen zweckmässigen Sinn, weil man voraussetzen könnte, dass alle die heutigen Geschlechter oder Generationen dieselben sein könnten, die schon in vorigen Jahrtausenden am Weltenbau mit gearbeitet haben, und auch als künftige Generationen dieselben sein werden, da sie nur durch den zeitweiligen Tod in einen Ruhestand versetzt werden, um im Keime wieder potentiell zu erstehen, zu reïnkarnieren und wieder mitzuhelfen am Bau der Welt zu einer zweckdienlichen Vollendung. — Denn warum sollte einmal das, was schon da war, nicht wieder zur Erscheinung treten können nach dem Gesetze der grossen Naturkraft?

Aber dies aufzustellen ist bei ihnen nicht der Fall. — Der Mensch kommt nur einmal zur Erscheinung und verschwindet für immer vom Schauplatz, den wir Welt nennen. —

Liebe, die uns so zärtlich gegenseitig verbindet, und die wir vom höchsten Wesen, das wir Gott nennen, selbst ableiten, steht nicht in ihrem Lexikon, Liebe, Weisheit und alle die abstrakten Begriffe, die für, in und auf den Menschen am meisten wirken, ja die die Säulenträger im eigentlichen Menschenleben sind und die aufeinanderwirkend den grössten, bedeutungsvollsten Ausschlag gegenseitig geben, sind ihnen bloss Begleiterscheinungen des Stoffes, die mit demselben wieder vergehen, bloss ihre Wirkungen aufeinander, wie oben angedeutet, als Unsterblichkeit gelten lassen, also eine abstrakte Unsterblichkeit. Die Affekte wirken und leben fort, und die Individualität des Menschen selbst geht über den Acheron, um in dem Strom des Lethe für immer vergessen zu werden.

Wenn wir diese Art Unsterblichkeit der menschlichen Seele näher ins Auge fassen, so treten uns verschiedene Bedenklichkeiten in der Zweckentsprechung aller Dinge der Welt und besonders des Menschen als Blume oder Kulmination der Schöpfung, wie auch im gesamten eine ganz verworrene, unlogische Denkart dieser Stofflehre entgegen.

Fürs erste, wenn alle diese Millionen Menschen, welche geboren werden und ins irdische Dasein treten, um am Weiterbau der Welt und ihrer eigenen Perfektion zu arbeiten dahinsterben in ein Nichts, so weiss man nicht, handelt es sich nur einzig und allein um den Aufbau und Vollendung der Welt oder um den Menschen. — Nach dieser Doktrin würde es sich mehr um Aufbau der sinnlichen Welt, als um die fort und fort dahinsterbenden Menschen handeln. — Die nachkommenden Menschen bauen weiter an dem unvollendeten Punkte, an welchem die einen abgegangen — die Welt wird immer herrlicher, bequemer, aber auch diese Menschen werden wie die Schmeissfliegen hinweggefegt, andere Generationen treten wieder an ihre Stelle, sie bauen mit Energie weiter an der Vollendung der Welt, und so geht es fort — — — — aber — können wir staunend ausrufen — wohin? Ins Sinn- und Zwecklose!

Für wen ward und wird die Welt gebaut, wenn nicht für den Menschen. — Gilt die Welt mehr als der Mensch, der die geistige Weihe trägt? —

Man sieht, wohin eine solche verneinende Lehre führt — zum Unsinn! Denn wozu eine Schöpfung, die ins Planlose führt und gar keinem anderen Zweck entspricht, als nur immer der ziellosen Entstehung und ewigen Vernichtung, und wo es sich nur einzig um die Erhaltung der Naturkraft handelt, die allein Siegerin in allem Wechsel bleibt!

Nichts Verkehrteres kann es doch geben!

Ich selbst habe seinerzeit einem auf materialistischer Basis beruhenden Vortrag beigewohnt. — Der Vortragende, ein noch

junger Eleve der materialistischen Welt-Auffassung, zergliederte und analysierte uns die physische und chemische Natur haarscharf, wies hin auf die anorganischen und organischen Verbindungen, zerlegte uns förmlich greifbar, aber unbegreiflich, die Elemente von Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, kam dann auf die ebenso unbegreiflichen Übergänge des Unorganischen in das Organische der Pflanzen- und Tierwelt zu sprechen und erweiterte sodann seine Dissertation so breitspurig, um auch den Menschen hineinzuzwängen, derart, indem er uns darüber aufklären wollte, dass der Mensch weiter nichts ist, als ein hochentwickeltes Säuge- und Wirbeltier, und dass er sich durchaus nicht einbilden solle, er habe vor den Tieren etwas voraus! — Was wir *geistig* beim Menschen nennen, ist weiter nichts als eine chemische Phosphorisation in seinen Gehirngängen (vielleicht Illumination), und zwar nur ein Plus davon, welches ihn von dem Affen unterscheidet. — Also nur ein Mehr dieses Phosphorquantums macht ihn zum Menschen. — Der Mensch ist ein Produkt der Natur, und alle die psychischen Eigenschaften, die wir ihm zurechnen, sind weiter nichts als Modifikationen und Folge- oder Graderscheinungen der Kraft in der Natur und ihrer unwandelbaren Gesetze in der Transformation des Stoffes. — Hiermit setzte er seinem Vortrage die Krone auf und wir — bedankten uns für seine Belehrung.

Es ist nur schade, dass sich jüngere Leute, welche noch nicht ganz auf eigenen Füssen stehen können, oft von solchen verfänglichen Doktrinen hinziehen lassen und ihre Nachbeter werden zu ihrem eigenen Schaden für ihr Seelenheil, denn solche Doktrinen sind doch offenbar irrsinnig zu nennen.

Es ist gar nicht fasslich, wie eine *blinde* Naturkraft aus dem einfachen Stoff ein Intelligenzwesen, wie der hochentwickelte Mensch davon Zeugnis giebt, hervorzubringen vermag!

Wir denken immer, wie die Wirkung, so die Ursache. Der Mensch ist ein *geistiges* Wesen, wenn er auch seinem Körper nach der Natur angehört, die *Ursache* muss also eine intellektuelle, geistige sein, ja eine göttliche, weil es undenkbar ist, dass eine gleichsam tote Naturkraft oder gar die Materie selbst — ein Wesen mit Selbstbewusstsein und geistigem Erkenntnisvermögen produzieren könne.

Wenn wir genau die Konsequenzen ventilieren möchten, die sich aus dem Prophetentum der materialistischen Lehre ergeben, so könnten die Menschen gerade den Tieren gleichgestellt werden, denn Ethik, Religion, Moral, Tugend etc. wären nur tote Namen, die ja auch für das Tier keinen Wert haben, und wenn der Mensch als höher gestelltes Tier aufgestellt wird, also auch für ihn keinen Wert mehr haben

können, weil diese Eigenschaften und abstrakten Gesetze vollständig hinfällig werden, die gerade den Menschen so wesentlich auszeichnen und ihn streng vom Tier unterscheiden.

Die Herren materialistischen Philosophen sagen freilich, es ist ein doppeltes Verdienst, trotz des Bewusstseins meiner individuellen Vernichtung und Aufgehen im All der Natur, als ein tugendhafter Mensch die Spanne Zeit zu leben. —

Dies mag alles beim einzelnen weltverständigen Menschen sein und ist schon ein Verrat an sich selber, seinem innersten Gemüte gemäss, welches, ohne zu seinem eigenen Bewusstsein zu kommen, aufrichtiger ist, als der Verstandesmensch selbst in seinem Klügeln. — Wie oft macht man die Bemerkung, dass sich zwei gleichgesinnte Materialisten, die also keinen Gott haben, sich gegenseitig die Hände drücken und sagen: »Na, grüss dich Gott!« — Ja, das verborgene Gemüt ist stärker als der kalte Verstand und verrät sich öfter.

Aber eine Tugend, Moral ist nicht wahr und aufrichtig zu leben ohne Voraussetzung eines höchsten Wesens und wäre auf das allgemeine auch gar nicht anzuwenden; Religion (als Anerkennung Gottes) im materialistischen Sinne kann es gar nicht geben und eine freireligiöse Gemeinde auf materialistischer Grundlage (in Deutschland und seinerzeit auch in Wien), auf deren Begräbnis-Eingang der Vers zu lesen ist:

Schafft hier das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt's, kein Auferstehn! —

und wo in der freireligiösen Gemeinde selbst das bekannte Anzengrubersche Lied (als religiöse Erbauung vielleicht?) gesungen wird:

Was ist es mit dem Leben
Doch für 'ne arge Not,
Muss leiden und muss sterben
Zuletzt den bittern Tod — —

und so trostlos freireligiös fort, ist doch der unzweideutigste Widerspruch, da sich eine auf wenn auch freireligiöse Basis aufgebaute Anschauung, eben eine freireligiöse Hoffnung auf Unsterblichkeit anticipieren müsste, wenn es einen Sinn haben soll, nicht aber auf Hoffnungslosigkeit. —

Dieser doppelsinnige Gegensatz ist beinahe merkwürdig! — Diese Clique ist einfach materialistisch, aber doch nicht (frei-) religiös zu nennen.

Der Freireligiöse ist eigentlich der echte Freimaurer, er ist eben religiös, aber frei, da er sich an keine bestehende Konfession bindet, er anticipiert ein höchstes Wesen und als vernünftige Folge auch die Unsterblichkeit der Seele des Menschen, und eben auf diese ewige Aussicht und Zweckmässigkeit im Schöpfungsreiche Gottes arbeitet und baut er an seinem Seelenheile und veredelt so seinen geistigen Menschen.

Denn eben die vorhin erwähnten Abstrakta von Liebe und Weisheit, von Tugend und Religion sind übersinnliche Winke für die Bekräftigung und Bestätigung, dass der Mensch mehr ist als das Tier, denn das Tier entbehrt vollständig dieser Abstrakta im Sinne des Übersinnlichen, denn es kann ja nicht geistig lieben.

Der exakte Empiriker oder materialistische Philosoph weist nur immer auf Thatsachen hin, als ob Wirkungen unsichtbarer Ursachen nicht auch Thatsachen wären. Ja, ist denn nicht unser eigenes Bewusstsein eine Thatsache, die wir an uns doch selbst genug erfahren, und liegt die Wirkung dieses Bewusstseins nicht in einer noch tiefer liegenden Substantialität? —

Sollen wir unser lebendiges Selbstbewusstsein, ein Attribut unseres innigsten Ichs, nur als eine zufällige Zusammensetzung von den natürlichen Elementen betrachten? — Wie kann die Natur allein Bewusstsein geben? — Man weist immer auf die Tiere zurück, welche auch ein Bewusstsein haben und also auch unsterblich sein müssten, man denkt aber nicht daran oder lässt es nicht gelten, dass der Mensch wesentlich vom Tier verschieden ist und nicht graduell, und das will so viel sagen, dass das Tier wohl auch ein Bewusstsein seiner selbst, aber eben nur ein natürliches, der Mensch aber ein höheres Bewusstsein, das wir ein geistiges Selbstbewusstsein nennen, in sich schliesst. Mit diesem innersten Bewusstsein kann er sich eben mit abstrakten Dingen und mit Gott selbst verbinden, was für die Tierwelt nicht existiert.

Das wildeste Naturvolk hat sein Götzenbild als übersinnliche Anschauung, wenn auch in der rohesten Form. Es ist ein Beweis des thatsächlichen Vorhandenseins der diskreten geistigen Grade, die dem höchststehenden Tier ganz und gar abgehen.

Die sogenannte Unsterblichkeit der materialistischen Philosophie besteht also darin, dass nur ihre ewige grosse Kraft, die natürlich ohne jedwede Geistigkeit und Intelligenz zu denken ist, in allen den Transformationen und Umwandlungen der ebenso ewigen Materie allein nur erhalten bleibt und in den Transformationen weiter nichts zu sehen ist, als ein ewiges Werden und Vergehen, da jedes Einzelindividuum zu Grunde geht, um anderen in der Aufsteigung (Selectio sexualis nach Darwin) behilflich zu sein. Eine Aufsteigung zu immer schöneren Formen, den Menschen natürlich mit eingeschlossen, wo aber immer nichts weiter übrig bleibt, als auf eine Spanne Zeit die Selectio und die Natur-Riesenkraft, die alles dieses zuwege bringt und sich jedenfalls darüber freut. Und dieses Spiel geht so fort ins Blaue und Zwecklose.

Nein, eine solche ins Planlose laufende Lehre hat keinen Sinn und keinen Halt und kann daher nicht wahr sein. —

Die Natur kann nicht aus sich selber leben und streben, es ist vielmehr das Leben des Geistes in der Natur, welches alles Leben und Streben zu immer höheren Gebilden schafft bis zum Menschen und demselben seinen eigenen Geist aufprägt zum Zeichen seiner Unsterblichkeit und Ewigkeit, wie er es selber ist. —

Die höhere Erkenntnis und Einsicht soll den Menschen lehren, dass mit ihm kein Abschluss in der Schöpfung gesetzt sein kann und dass es für den ewigen Geist eine Beschränktheit wäre, wenn gerade mit dem Gott und sich selbst erkennenden Wesen, als ein Momentaufblitzen in der Natur, wieder mit dem Tod ein Zurücksinken in ein ewiges Nichts sein sollte. —

Im Gegenteil soll der Mensch nicht nur glauben und hoffen, sondern sogar lebendig wissen, dass sein Geist unsterblich ist, da sein Ursprung in einer geistigen Ursache liegt, welche ihm eben jenes höhere Selbstbewusstsein verleiht; denn dieses höhere Selbstbewusstsein im Menschen kann doch von keiner blinden Naturkraft herrühren.

Das Tier weiss nicht, dass es dem Tode verfällt, die Pflanze noch weniger, dass ihre Bestandteile wieder chemisch umgewandelt werden, der Mensch allein weiss seinen dereinstigen gewissen Tod voraus, da er aber mit geistiger Vernunft begabt und damit die Natur des Seins und Werdens aufzufassen imstande ist, so soll er auch wissen, dass er eigentlich nicht stirbt, sondern diesen Vorgang als erkennendes Wesen in seinem wahren Lichte schauen und nicht mit der gewöhnlichen vulgären Auffassung sich zufrieden geben.

Der Mensch weiss ja so ziemlich, dass nichts in der Natur verloren gehen kann, sondern alles und jedes nur umgewandelt wird, er soll auch wissen lernen, dass es nur der ewige Geist ist, der alles umzuwandeln vermag, und dass er selbst aber in all den Transformationen ein und derselbe bleibt.

So wird auch des Menschen Geist, da er ein integrierender Teil des ewigen Geistes (Gottes) ist, in allen Transformationen seiner Natur nach ebenfalls die unveränderliche Einheit, das individuelle, innerste Ichbewusstsein bleiben, der Mittelpunkt seines Umkreises im kleinen sein, was Gott im grossen ist. —

Denn man muss doch vernünftigerweise annehmen, dass der Geist das herrschende Prinzip ist und nicht die Natur, da dieselbe doch nur sein dienendes sein kann. —

Darum verfault und verweset auch der Humusmensch, d. h. der von der Natur der Tierheit erzeugte äussere Mensch (homo), nachdem der Geist (der innere Mensch, mens, Gemüt)

ihn verlassen hat, als den Herrschenden, was ja in Verbindung mit ihm nicht geschehen konnte.

Der Leichnam, der früher, so lange in ihm der Geist herrschte, die geistige Person war, ist jetzt nur ein entgeistigter Körper, der noch die Hülle, die Form des Menschen darstellt, aber bald in den Naturelementen aufgelöst für uns auf immer vergangen sein wird. —

Der Geist des Menschen aber, der der Mensch selber ist, der das Herrschende in seiner Natur des Körpers war, lebt unsterblich fort, ist der Keim des ewigen Lebens, ist das Leben Gottes selbst, der Urstamm, aus dem alles lebt; wie die Blätter abhängen von den Zweigen, diese von den Ästen und diese wiederum vom Stamme und derselbe endlich von der Wurzel, als der Quelle der ganzen Baumschöpfung, so hängt auch die ganze Schöpfung mit Gott, als der Wurzel, zusammen. — So tritt die geistige Substanz in verschiedenen Formen auf. — Sie ist das ewig Lebendige, Leben gebende, die ewige Intelligenz als geistiger Urstoff, Vernunft und Intelligenz gebende, sie ist der grosse Geist, Geist gebende, sie ist das ewige Leben und die ewig lebendige Kraft — sie ist Gott! —

Warum verwest und verfault der Mensch nicht bei lebendigem Leibe? — Hier denket nach!

Bei den Materialisten soll dies alles eine Art tote Naturkraft vollziehen, denn die geistige Kraft ist ihnen nur Fähigkeit und Eigenschaft des Stoffes und Resultat desselben.

Liebe, Glaube und Hoffnung sind bei dem grossen Vernunftsgeist leere Worte, mit dem sich der simple Mensch begnügen kann. Die Gedanken an abstrakte oder übersinnliche Begriffe werden nur von einer Portion Phosphor erzeugt. —

Die Würde des Menschen kann bei einer Lehre, wie die materialistische, auch nur reine Nebensache sein, denn ob eine Katze krepiert oder ein Beethoven stirbt, gilt dann ganz gleich, weil ja nur eine blinde Naturkraft beide mittelst Sauer-, Wasser-, Stick- und Kohlenstoff so wunderbar hervorgebracht hat, der Unterschied wäre nur der, dass Beethoven vielleicht im Vergleich zur Katze sich einer Überfülle von Phosphor zu erfreuen hatte, um seine musikalischen Gedanken daraus zu ziehen!

Was wäre es auch, wenn wir den Körper des verstorbenen Menschen, den wir für den Tempel des Geistes Gottes halten, statt mit einer ihm würdigen Pietät der Erde zu übergeben, ihn wie einen Pferdekadaver in der Au vergruben?

Aber eben hier ist das Dilemma, wo die beiden Pole wie eine Art Versöhnung zusammentreffen. —

Ein grosser Gelehrter, wohl Materialist, wird mit allen kirchlichen und weltlichen Ehren begraben, man beeilt sich,

seiner ebenso grossen Verdienste um die Wissenschaft wegen ein ihm gebührendes solennes Begräbnis zu veranstalten, man hält eine ergreifende Grabrede, um den Verlust eines tüchtigen, verdienstvollen Koryphäen der Wissenschaft einzubekennen, der der Menschheit so viel Erspriessliches durch seine so ausgezeichneten Geistesfähigkeiten geleistet hat etc.

Natürlich wird diesem Manne nicht nur von der übrigen Welt allein, sondern hauptsächlich von seinen Gesinnungsgenossen die würdige Ehrung seines letzten Hinganges zu teil. — Wir fragen aber, wie ist dieses Dilemma zu erklären, wenn der Mensch, nach ihrem eigenen Ausspruch, vor dem lieben Vieh nichts voraus hat? —

Was soll das Verdienst bedeuten, wenn es nur dem Phosphor zugerechnet werden soll? — Der eigentliche Geist des Menschen ist ja nur eine Phosphorizierung etwa durch Reibung und Vibration der Gehirnatome, Rotation und starke Bewegung, veranlasst durch die grosse blinde Naturkraft als Protektion für einzelne Lebewesen etwa, die sich dann dadurch ebenso durch Vorzüglichkeit, als Genie und Talent auszeichnen! —

Man sieht, in welche absurde Lächerlichkeit dies führen würde, wenn man alle diese übersinnlichen Erscheinungen am Menschen, die ihm seine Auszeichnungen geben, nur als rein physische und chemische Wirkungen einer blinden Naturkraft gelten lassen wollte. —

Nein, nimmermehr! eine solche Annahme wäre tollhäuslerisch und wir müssen diese Koryphäen solcher Wissenschaft, welche statuiert: Ohne Phosphor kein Gedanke! geradezu höchst bedauerlich — bewundern, sich einer solchen Blamage in die Arme zu werfen und sich so blosszustellen!

Das Denken ist weder physisch noch chemisch zerlegbar, das Denken ist geistiger Born, ist der ganze Mensch, ist Gott. Das Gehirn mit seinen Windungen sind nur die Vermittler in die Aussenwelt.

Nicht das Gehirn erzeugt den Gedanken, sondern das Denken des Geistes hat schon im Keim des Werdens das Gehirn erzeugt.

Das Denken mit seinen Gefühlen und andern übersinnlichen Affekten ist der innere Mensch in seiner geistigen Natur, der äussere Mensch ist der von den Elementen der äusseren Natur zusammengesetzte und mit dem sollen sich die Herren Materialisten beschäftigen, dieser gehört der Zoologie an.

Swedenborg sagt uns: »Gott allein ist das ewige Leben, der Mensch ist nur sein Aufnahmegefäss«, und dieses Aufnahmegefäss ist eben Homo, der Erdenmensch. — Dieser Homo ist vom vorhin erwähnten mens diskret verschieden durch die Breitegrade nach Swedenborg, d. h. sie haben nichts miteinander gemein als nur die Entsprechung, sie sind ge-

schieden wie Öl und Wasser und doch machen sie in Verbindung Eins aus. — Der Wille ist geistig, diskret vom Natürlichen, er kann nicht die Verdauung bewirken, dies wird wohl jeder an sich selbst erfahren. So ist wohl Geist und Natur Eins und doch Zwei.

Auf die Unsterblichkeitslehre der Materialisten kurz zurückspringend, betonen sie wohl, dass dem Wesen nach nichts verloren gehen kann, dass das Wesen das Bleibende in der Veränderung ist, aber näher besehen giebt dieser Ausspruch für den Menschen keine Hoffnung, weil sie nur das Ganze, den Menschen als Gattung bestehen und den Einzelnen zu Grunde gehen lassen, oder die Unsterblichkeit, wie gesagt, nur in der Wiederholung ihrer Kinder, grosse verdienstvolle Menschen ihrem Berufe nach, in der ehrenden Erinnerung und in ihren Werken, Worten und Gedanken-Einfluss auf die Nachgeneration postulieren, als ob nur im Ganzen der Wert läge, unbekümmert um den Einzelnen, der doch zum Ganzen redlich mitgeholfen hat und selbst ein Teil des Ganzen ist und ohne Einzelne doch kein Ganzes zustande kommen kann, und was wäre auch das fortwährend sich ergänzende Ganze? Welchen Zweck setzt sich das Ganze vor in seiner Erhaltung — was beabsichtigt es? — Der einzelne Mensch taucht auf im Ganzen, d. h. in der ganzen Menschheit, arbeitet im Schweisse des Angesichts zur Vorwärtsstrebung und zur Vollkommenheit des Ganzen eine Zeitlang mit und verschwindet ebenso spurlos in dem Ocean des Nichts, aus welchem er aufgetaucht ist, und so kommen andere nach ihm, andere Generationen, die ebenfalls das Ganze um einen Ruck vorwärts gebracht, aber wiederum in ihr Nichts versinken und so fort mit der Vervollkommnung des Ganzen — — — wohin! — warum? — da liegt der Casus belli, den wir so gerne von den gelehrten Herren Materialisten beantwortet wissen möchten, welche Beantwortung sie uns aber schuldig bleiben müssen, weil doch ihre Auffassung von der Schöpfung mit ihrer blinden Kraft, die sich stets selbst erhält, trotz des Untergehens alles andern (wie egoistisch) einer Zwecklosigkeit entspricht.

Wir halten aufrecht: das Einzelne in seinem Wesen ist ebenso unvernichtbar wie das Ganze, denn das Ganze wird durch das Einzelne zum Ganzen, so bildet auch das Einzelne wieder ein Ganzes für sich, da es in sich selbst wieder einen Wesenskern besitzt, und so alles vom Grössten bis zum Kleinsten und umgekehrt einen geistigen Mittelpunkt besitzt, der wohl alle die Veränderungen in der Natur, welche wir Vergehen und Entstehen, Leben und Sterben nennen, vollbringt, er aber selbst der Beständige im Wechsel bleibt, und so geht auch der Einzelne nicht verloren, seine Individualität bleibt und muss bleiben,

wenn auch seine gegenwärtig gewesene Persönlichkeit schon längst dahin ist.

Unsere grosse Schöpferkraft ist eine geistige, lebendige — ist Gott! und keine bloss physische Naturkraft. —

Und wenn wir auch nicht alle Absichten Gottes derzeit erraten, so giebt uns doch die weise Planmässigkeit in seiner Schöpfung Aufschluss, dass es jedenfalls einmal zu einem hohen Endzweck hinläuft, denn Gott ist die Liebe und Weisheit und in unserem Gemüt ist sein Echo enthalten, das ist die Liebe, die Hoffnung und der Glaube an Ihn.

Und so wird dem Erkennenden in der mystosophischen Wissenschaft die grosse Wahrheit nicht trügen, die er daraus ersieht, dass es in der ganzen Natur und also auch im Geistigen immer zwei sich dualistisch gegenüber stehende Gegensätze giebt, die sich wie Tag und Nacht, wie Licht und Finsternis, kurz wie Positiv und Negativ verhalten. Die Wahrheit aber wird nur auf der Seite sein, wo auch Liebe, Glaube und Hoffnung berechtigt stehen, auf der Seite, welche nicht nur den Verstand, sondern auch das Gemüt befriedigt. Aber — um die Wahrheit zu erkennen, muss ein Gegenwurf sein und dieser ist es selbst, der uns verhilft, die Wahrheit einzusehen. Also ist der grosse Verneinungsgeist, die Negation, eigentlich ein notwendiges Übel; denn die Negation ist das Mittel, welches zum Nachdenken zwingt.

Der Schwankende aber hat also nicht Ursache, sich vor dem grossen Verneinungsgeist zu schrecken. — Der wahre Mystiker, der die Natur durchschaut, kennt sogar seine heilsame Wirkung, aber er selbst braucht sie nicht mehr.



Bildung.

Wer ist gebildet?

Wir pflegen den Angehörigen der kaufmännischen Berufsarten ein höheres Mass von Bildung zuzuschreiben, als etwa dem Bauernstande, und wir sind gewöhnt, in einem Universitätsprofessor eine ungleich stärkere Verkörperung der Bildung zu sehen, als etwa im Volksschullehrer. Solche Urteile haben indes nur unter der Voraussetzung ihre Berechtigung, dass wir den Massstab der Bildung von einer Fülle von aussen herangebrachter und rein intellektuell in Besitz genommener

Kenntnisse abhängig machen. In solchem Sinne ist gebildet, wer viel gelernt hat und viele Kenntnisse besitzt. Es kommt hierbei auf das objektive Wissen an, das gewissermassen in dem „gebildeten" Individuum Quartier genommen, das das Individuum in Besitz genommen hat.

In Wahrheit ist kein Massstab verfehlter, um die Menschen in Gebildete und Ungebildete einteilen zu dürfen. Wahre Bildung ist bei weitem nicht in erster Linie abhängig von der Fülle äusserlich erworbener und rein verstandesgemäss begriffener Kenntnisse. Darauf vielmehr kommt es an, das, was von aussen her unsere Persönlichkeit berührt, zu unserem inneren Besitz zu machen, zu Erfahrungen und Erlebnissen der Seele, und so unsere Persönlichkeit zu bereichern. Es kann aber gar keine Rede davon sein, dass jeder alles, was ihn von aussen her berührt, sich in solcher Weise anzueignen vermag. Vieles lässt uns kalt, weil unsere Seele kein Organ dafür hat, weil dem Instrument unserer Seele die Saite fehlt, die auf den Anschlag von aussen her mit harmonischem Ton reagieren könnte. In Wahrheit begreift die menschliche Seele immer nur Verwandtes und lernt nur das mit wirklichem Erfolge, was sie eigentlich dem Wesen nach unbewusst schon gewusst hat, — wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Wir betrachten zum Beispiel — oder haben früher einmal betrachtet — philosophische Bildung als den Gipfelpunkt aller Bildung überhaupt. Nun glaube man aber nicht etwa, dass jeder, der nur genügende intellektuelle Begabung besitzt, jedes philosophische System durch Lernen sich aneignen und beherrschen könne. Das Umgekehrte ist der Fall: nur der beherrscht ein philosophisches System wirklich, der von vornherein vermöge seiner ganzen seelischen Struktur dafür veranlagt ist. Es ist zum Beispiel Thatsache, dass Hegels Philosophie und im besonderen seine dialektische Manier von denen nie begriffen beziehungsweise angeeignet werden kann, die nicht von vornherein in ihrem Denken und Fühlen dialektisch veranlagt sind. Es wäre grundfalsch, anzunehmen, dass ein Philosoph etwa vermöge der Schärfe seines Verstandes ein System sich „ausdenkt" und dann durch Lehre von aussen her die Menschen von dessen Richtigkeit überzeugt. So zeigt sich der Vorgang nur für die äusserliche Betrachtung. In Wahrheit ist das Betreiben der Philosophie eine Manier, mit der Welt fertig zu werden und entspringt einem angeborenen Drange der Menschenseele, zwischen sich und der umgebenden äusseren Welt ein harmonisches Verhältnis herzustellen. Der Philosoph denkt sich nicht ein System aus, sondern entwickelt es aus dem Unbewussten der Zeitseele zum Bewusstsein der Zeitgenossen. Der Philosoph erfindet nicht etwas aus dem Nichts, sondern er entdeckt etwas, das bisher schon den Zeitgenossen in ihrem Denken

und Fühlen, wenn auch unbewusst, zu eigen gewesen ist. Der Philosoph giebt die Welt, in die Gedanken seiner Zeit gefasst. Der Philosoph belastet nicht von aussen her seine Zeitgenossen mit Formeln und Kenntnissen, sondern er entwickelt von innen heraus die Zeitseele. Und so ist jegliche Bildung Entwicklung der Persönlichkeit von innen heraus.

Wir wollen unser Thema ganz konkret behandeln und stellen zu dem Zweck die Frage: Wer ist gebildeter — ein modernes Fräulein Dr. jur., die als Leuchte der Frauenbewegung sich in der ganzen Welt womöglich einen Namen gemacht hat, oder etwa die Mutter Goethes, die »Frau Rat«. Wer sich nicht von vornherein für das Fräulein Doktor entscheiden will, wird vielleicht in einer Mischung von Pietät mit Arroganz die beiden Frauen gar nicht als kommensurable Bildungsgrössen gelten lassen wollen. Wir möchten folgendes Geschichtchen zum besten geben, das wir selber »erlebt«, das heisst wodurch wir den Schatz unserer Erfahrung bezüglich der Bildungsfragen bereichert haben. Es war bei der Konstituierung und damit verbundenen Statutenberatung eines sozialpolitischen Vereins. Anwesend waren auch bekannteste Führerinnen der radikalen Frauenbewegung. Sie verlangten eine Fassung der Statuten, die auch die Mitgliedschaft der Frauen von vornherein in Rücksicht ziehen sollte. Gegenüber dem von sachverständigsten Persönlichkeiten — juristisch gebildeten Parlamentariern — mit Bedauern erhobenen Einwand, dass die formelle Mitgliedschaft der Frauen darum nicht möglich sei, weil das Vereinsgesetz eine solche an politischen Vereinen nicht gestatte, erklärte ein sehr bekanntes Fräulein Dr. jur.: Das sei wohl formell richtig. Aber der Herr Polizeipräsident würde sicherlich keine Einwendungen machen, da er erfahrungsgemäss in liebenswürdigster Weise die Thätigkeit eines bestimmten Frauenvereins selbst dann nicht zu beanstanden pflege, wenn sie sich auf politisches Gebiet erstrecke. Wir bemerken ausdrücklich, dass wir uns keineswegs in einer übertreibenden Darstellung gefallen, sondern den Vorfall so gut wie wörtlich wiedergeben. Was soll man nun zu der juristischen »Bildung« jener Dame sagen? Sie mag ihren Doktor glänzend gemacht haben. Gewusst hat sie auch, worum es sich im vorliegenden Falle juristisch handelt. Sie hat aber die angelernte Juristerei nicht im entferntesten sich als inneren Besitz angeeignet; sie hat — trotz aller Kenntnisse — keinen Funken von Rechtsgefühl. Eine grössere juristische Unbildung lässt sich gar nicht denken. Ja, der Widerspruch zwischen juristischem Wissen und juristischem Empfinden enthüllt eine solche Disharmonie der Persönlichkeit, dass uns in diesem Falle — abgesehen von der juristischen »Bildung« — auch ganz allgemein der »gebildete Mensch« kaum noch in Frage zu kommen scheint.

Im Gegensatz dazu hat »Frau Rat«, wenn sie auch falsch schrieb und wohl gar falsch sprach, eine wahrhaft geniale Bildung besessen, weil sie nämlich in der Beurteilung von Menschen und Verhältnissen sich immer in souveräner Weise die Treue wahrte und es sich erlauben durfte, immer »sie selbst« zu bleiben. Bildung darf nicht von aussen her erborgtes Wissen, sondern muss persönlichstes Eigentum sein. In solchem Sinne erklärt einmal Wilhelm v. Humboldt: »Das, worauf die ganze Grösse des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muss, ist Eigentümlichkeit der Kraft und der Bildung.«

Tagtäglich begegnet man Zeugnissen falscher Bildung. Es »schickt« sich heutzutage für den »Gebildeten«, Kunstausstellungen zu besuchen und Bücher zu lesen. Alle reden sie über Litteratur und Kunst. Denn solches Reden gehört zum »guten Ton«. Wie hässlich aber klingt dieser gute Ton zumeist! Wie selten geschieht es, dass jemand ein wirklich persönliches und ehrliches Wort über irgend ein Bild oder Buch spricht! Der tollste Bildungsunfug unserer Tage aber liegt vielleicht in dem Kultus des Philosophen, der heute — oder war es schon gestern? Die Mode schreitet schnell, — in aller Munde ist, im Nietzsche-Kultus. Nietzsche war gewiss eine geniale Persönlichkeit. Aber wir behaupten ganz dreist, dass die Schar seiner Jünger fast durchweg auch nicht die leiseste Ahnung vom wahren Wesen seiner Persönlichkeit und von deren tiefer Tragik hat.

Wenn wir das Wesen wahrer und eigentlicher Bildung nicht davon abhängig machen, was jemand weiss und gelernt hat, sondern was jemand ist und sich zu innerem Besitze angeeignet hat, so könnte es scheinen, als ob wir von einer besonderen Missachtung gegen die öffentlichen und staatlichen Bildungsanstalten erfüllt wären und ihnen gegenüber sozusagen das revolutionäre Banner eines absolut individualistischen Bildungsprinzips aufpflanzten. Davon ist keine Rede. Diese Anstalten liefern das notwendige Bildungsmaterial an die Gesamtheit im Interesse der Gesamtheit. Sie bedeuten in ihrer mannigfaltigen Abstufung von der Volksschule an bis zur Universität gewissermassen die Bildungsplateaus, die sich der nationale Geist in der Entwicklung der Generationen geschaffen hat. Diese Plateaus sind kennzeichnend für die Kulturhöhe eines Volkes und einer Zeit. Im Gegensatz bezugsweise in der Fortentwicklung der Kultur aber charakterisiert sich die Bildung im besten und höchsten Sinne des Wortes in der Pflege der persönlichen Eigenart, die von jenen allgemeinen Plateaus zu besonderen und einzelnen Gipfeln emporstrebt.

(Dresdener Anzeiger.)



Geheime Gesellschaften und Ordens-Verbindungen.

Von F. W. Krippner, Hamburg.

I.
Einweihungen in die geheime Gesellschaft der ägyptischen Priester (Crata Repoa).

Vorbereitung zur Einweihung von Crata Repoa.

Wenn jemand willens war, in die Gesellschaft von Crata Repoa einzutreten, so musste er zuvor von einem Eingeweihten besonders empfohlen werden. Gewöhnlich geschah solches vom Könige selbst durch ein Schreiben an die Priester. Die Priester aber wiesen ihn zuerst von Heliopolis zu den Lehrern nach Memphis; von Memphis wurde er nach Theben verwiesen.*) Endlich wurde er beschnitten;**) — gleich darauf wurden ihm gewisse Speisen untersagt,***) und er durfte keinen Wein mehr trinken, bis er in einem höheren Grade nur zeitweise die Erlaubnis dazu erhielt. Endlich musste er einige Zeit, gleich einem Gefangenen, viele Monate seinen Gedanken überlassen in einer unterirdischen Höhle zubringen. Sie gaben ihm die Erlaubnis, seine Gedanken aufzuschreiben, welche sorgfältig untersucht wurden, um den Verstand des neuen Mitgliedes kennen zu lernen. Dann wurde er in einen Gang, mit Hermessäulen besetzt, geführt, auf welchen Sittensprüche verzeichnet waren, welche er auswendig lernen musste.****) Sobald er sie wusste, kam der Thesmophores†) zu ihm. Er hielt eine starke Peitsche in der Hand, um das Volk von dem Thore der Profanen abzuhalten, durch welches er den neu Einzuweihenden führte. Dem Eingeweihten wurden die Augen verbunden und seine Hände mit starken leinenen Bändern gefesselt.

Erster Grad

des Pastophoris oder Lehrlings,

der die Thüren des Einganges zum Thor der Menschen zu bewachen hat.

Sobald der Lehrling in der Grotte vorbereitet worden war, nahm ihn der Thesmophores bei der Hand††) und führte ihn vor das Thor der Menschen.†††)

*) Porphyrius de vita Pythagorae.
**) Herodotus, Lib. II.
***) Hülsenfrüchte und Fische.
****) Jamblychus de Misteriis.
†) Der Introduktor.
††) Apulejus de Metam, Lib. XI.
†††) Cicero de Legibus, Lib. 2.

Bei seiner Ankunft schlug der Thesmophores einen älteren Pastophoris, welcher zur Bewachung der Thür ausserhalb derselben aufgestellt war, auf die Schulter, der alsdann den Lehrling durch Anklopfen an die Thür des Einganges anmeldete.*)

Nach einigen an ihn gestellten Fragen öffnete sich das Thor der Menschen und der neu Eingeweihte wurde eingelassen. Hier wurde er von dem Hierophanten über verschiedenes befragt, worauf er genaue Antwort zu geben hatte.**)

Dann führte man den Lehrling in der Birantha herum.***)

Während dieser Zeit erzeugte man einen künstlichen Wind und liess über den Eingeweihten regnen. Blitze fuhren ihm ins Gesicht und schrecklicher Donner erschütterte sein Gehör.****)

Wenn nun der Lehrling durch nichts erschreckt werden konnte, so wurden ihm von dem Menies oder Gesetzleser die Verfassungen von Crata Repoa vorgelesen, welche er annehmen musste.

Hatte er sich denselben völlig unterworfen, so führte ihn der Thesmophores vor den Hierophanten, vor welchem er mit entblössten Knieen sich niederwerfen musste, und indem man auf seinen Hals die Spitze eines scharfen Schwertes setzte, musste er Treue und Verschwiegenheit geloben, wobei Sonne, Mond und Sterne als Zeugen der Wahrheit angerufen wurden.†)

Nach diesem Eide entfernte man die Binde von seinen Augen und stellte ihn zwischen zwei viereckige Säulen, welche Betilies genannt wurden.††)

Zwischen diesen beiden Säulen lag eine Leiter von sieben Sprossen mit acht Thüren von verschiedenen Metallen.†††)

Man erklärte aber dem Lehrlinge diese Figuren nicht sogleich, sondern der Hierophant hielt folgende Rede:

»Ich wende mich zu euch, die ihr das Recht habt, mich anzuhören, verschliesst eure Thüren vor der Zudringlichkeit der Profanen und Spötter. Ihr aber, Mane Musä oder Kinder der Arbeit der himmlischen Untersuchung, höret meine Rede! Grosse Wahrheiten trage ich euch vor. Hütet euch vor Vorurteilen und Leidenschaften, welche euch von dem rechten Wege der Glückseligkeit entfernen. Richtet eure Gedanken auf das göttliche Wesen und lasset es stets vor euren Augen sein, um dadurch euer Herz und eure Sinne zu lenken. Wenn ihr den sichern Pfad der Glückseligkeit betreten wollt, so bedenket, dass ihr stets unter den Augen des allmächtigen Welt-

*) Dieser Vorgang findet sich auf einer ägyptischen Spitzsäule abgebildet.

**) Plutarch in Lacon.

***) Histoire du Ciel, Tom. I, p. 44.

****) Euseb. Caesar, Clemens Alexand.

†) Alexander ab Alexandro, Lib. V.

††) Euseb. demonst. Evang., Lib. I.

†††) Origenes cont. cels., p. 541.

schöpfers wandelt. Es ist das einzige Wesen, welches alle Dinge erhält und hervorgebracht hat, welches allein von sich besteht. Er sieht alles. Kein Sterblicher kann ihn sehen, und kein Mensch kann sich je seinem Blicke entziehen.«*)

Nach dieser Rede zeigten sie dem Lehrling an, dass die Leiter, über deren Sprossen er gehen müsste, ein Sinnbild der Seelenwanderung sei. Ferner belehrten sie ihn, dass die Namen der Götter eine ganz andere Bedeutung hätten, als das Volk glaubte.

Sie erklärten ihm die Ursache des Windes, des Blitzes und Donners. — Dieser Grad war der Naturlehre gewidmet, dazu zählten sie auch die Zergliederungs- und Heilkunst. Sie lehrten auch die symbolische Sprache und die gewöhnliche Hieroglyphen-Schrift.**)

Gleich nach seiner Aufnahme gab ihm der Hierophant das Losungswort, woran sich alle Eingeweihten erkannten, und welches Amoum hiess, es bedeutete: »Sei verschwiegen.«***)

Auch erkannten sie sich an einem besonderen Handgriff.†) Danach erhielt er eine Art Mütze, wie eine Pyramide gestaltet. Seine Hüften umgürteten sie mit einem Schurztuche, Xylon genannt. Um seinen Hals trug er einen Kragen, der glatt an die Brust anschloss. Sonst ging er unbekleidet und musste das Thor der Menschen bewachen, so oft ihn die Reihe traf.

Zweiter Grad.

Neocoris.

Wenn der Pastophoris während seines Lehrjahres Merkmale seiner Fähigkeit zeigte, wurde ihm ein strenges Fasten auferlegt.††)

Nach Beendigung desselben wurde der Neocoris in eine schwarze Kammer gebracht, welche Endimion†††) genannt wurde. Auserwählte Speisen, welche von schönen Frauen für ihn aufgetragen wurden, erfrischten seinen abgematteten Körper. Es waren die Frauen der Priester, welche, gleich den Gefährtinnen der Diana, ihn besuchten und ihn zur Sinnlichkeit reizten. Hatte er diese Probe überstanden, so kam der Thesmophores wieder zu ihm und stellte einige Fragen; nach deren richtiger Beantwortung wurde der Neocoris in die Versammlung geführt. Der Stolista oder Wasserträger begoss ihn mit Wasser. Er musste hierauf versichern, dass er keusch und züchtig gelebt habe. Hierauf kam der Thesmophores und warf ihm eine

*) Eusebius Praeparat., Evang. I, 13.
**) Jamblichus in vita Pythagoras.
***) Plutarch de side et osiride.
†) Jamblichus de vite Pythagoras.
††) Arnobius, Lib. V.
†††) Endimion nannte man eine künstliche Grotte.

lebende Schlange auf den Leib, um sie gleich darauf unter dem Schurzkleide wieder hervorzuziehen.*)

Der ganze Ort der Zusammenkunft war mit Schlangen gefüllt, den Neocoris zu schrecken.

Je standhafter er diese Probe aushielt, desto mehr Lob wurde ihm nach seiner Aufnahme erteilt. Nun wurde er wieder zu den beiden Betilies-Säulen geführt, in deren Mitte jetzt ein Greif zu sehen war, welcher ein Rad vor sich hertrieb. Man erklärte ihm diese Säulen mit Orient und Occident. Der Greif war das Sinnbild der Sonne und das Rad mit vier Speichen die vier Jahreszeiten. Eben hier lehrte man ihn auch den Gebrauch der Wasserwage. Geometrie und Baukunst wurde ihm erklärt, auch lernte er alle Rechnungsarten nach Mass und Zahl, die er in der Folge brauchte. Als Merkzeichen erhielt er einen Stab mit einer Schlange umwunden, und das Wort Heve war seine Losung, wobei man ihm den Fall des menschlichen Geschlechts erzählte.**)

Sein Zeichen war, beide Arme kreuzweise über die Brust zusammenzuschlagen. Ihr Amt bestand: die Säulen zu waschen.

Dritter Grad.

Das Thor des Todes.

Hier wird der neu Eingeweihte Melanephoris genannt.

Geschicklichkeit und gute Aufführung des Neocoris machten ihn zu diesem Grade fähig. Man zeigte ihm selbst die Zeit seiner Aufnahme an. Er wurde von dem Thesmophores in eine Vorhalle geführt, über deren Eingang »Pforte des Todes« geschrieben war. Diese Halle war mit Vorstellungen verschiedener Arten einbalsamierter Körper und Särgen besetzt. Alle Wände hingen von dergleichen Zeichnungen voll, und da es der Ort war, wo die Leichname abgeliefert wurden, so fand der neue Melanephoris daselbst die Paraskisten***) und alle Heroi†) in Arbeit. In der Mitte aber stand der Sarg des Osiris, welcher mit Blut überflossen war. Man fragte den neuen Melanephoris, ob er an der Ermordung seines Herrn teilgenommen habe. Nach Verneinung dieser Frage ergriffen ihn zwei Tapixeiten,††) führten ihn in einen Saal wo alle übrigen Melanephoren ganz schwarz gekleidet waren. Der König selbst, der jedesmal dieser Handlung beiwohnte, redete ihn mit scheinbarer Freundlichkeit an, bat ihn, wenn er nicht

*) Julius Firmicus Maternus, Kap. 2, sagt, es sei eine künstliche goldene Schlange gewesen.

**) Clem. Alex. in Protept.

***) Leute, welche die Leichen aufschnitten.

†) Heilige Männer, welche die Kunst des Einbalsamierens verstanden.

††) Tapixeiten hiessen die Leute, welchen oblag, die Toten zu begraben.

Mut genug habe, die Probe zu bestehen, lieber die goldene Krone, welche er ihm überreichte, anzunehmen. Der neue Melanephor war aber schon vorher unterrichtet, diese Krone von sich zu werfen und mit Füssen zu treten.*) Sogleich rief der König: Beleidigung! Rache! erhob das Opferbeil und schlug dem Melanephoren sanft vor den Kopf.**)

Die beiden Tapixeiten warfen den neuen Melanephor rücklings auf die Erde und Paraskisten umwickelten ihn mit Mumienbändern. Während dieser Handlung knieten die anderen alle um ihn. Dann brachten sie ihn an ein Thor, über welchem geschrieben stand: Heiligtum der Geister. Bei Eröffnung desselben fuhren Blitze und Donnerschläge um den vermeinten Toten.***)

Charon nahm die Leiche als einen Geist in seinen Kahn auf und brachte ihn zu den unterirdischen Richtern. Pluton sass auf seinem Richterstuhle, Schadamant und Minos ihm zur Seite, nebst Omthon, Nikteus, Alaster und Osiris.†)

Man legte ihm strenge Fragen über seinen vorigen Lebenslauf vor und verdammte ihn, in den unterirdischen Hallen zu bleiben.

Nun wurde er von den Bewickelungen der Leichentücher befreit und erhielt neuen Unterricht und folgende Gesetze. Niemals Blut zu vergiessen, seinen Mitbrüdern in Lebensgefahr beizuspringen. Nie einen Toten unbegraben zu lassen, sowie eine Auferstehung der Toten und ein künftiges Gericht zu erwarten. Hierauf musste er sich einige Zeit der Malerkunst befleissigen, um die Särge der Mumien und Bänder verzieren zu können. Er erhielt Anweisung zu einer besonderen Schrift, welche die Hierogrammatische genannt wurde und die er brauchte, wenn er die Geschichte Ägyptens, die Erdbeschreibung und Sternkunde lernen wollte. Auch in der Redekunst wurde er unterrichtet, um in der Folge die öffentlichen Leichenreden halten zu können. Sein Zeichen bestand in einer besonderen Art von Umfassung, die Gewalt des Todes auszudrücken. Das Wort hiess: Monach Caron Mini, d. h. Ich zähle die Tage des Zornes. In den unterirdischen Gängen blieb er solange, bis man sah, ob er zu weiteren Wissenschaften fähig war oder ob er sich nur zu einem Paraskisten oder Heroi eigene; denn heraus kam er hier zeitlebens nicht, wenn er nicht wahre Geschicklichkeit besass.

---

*) Tertullianus de Baptis, c. V.

**) Kaiser Kommodus, der einst dieses Amt verwalten musste, machte aus der Sache Ernst. Aelius Lampridius de Commodo imperatore.

***) Apulejus Lib. Metam, II, prope finem.

†) Diad. ficulus, Lib. I, V. Orpheus.

Vierter Grad.

Die Schlacht der Schatten.*)

Chistophoris.

Wenn die Tage des Zornes, welche gewöhnlich anderthalb Jahre dauerten, vorüber waren, kam der Thesmophores wieder zu ihm, grüsste ihn freundlich und verlangte, ihm zu folgen, indem er ihm ein Schwert und Schild gab. Sie wallten durch dunkle Gänge miteinander fort, bis endlich in grässliche Gestalten verkleidete Personen erschienen, welche Fackeln und Schlangen trugen und, indem sie Panis riefen, ihn angriffen. Der Thesmophores befahl ihm, sich tapfer zu wehren und sich aller Gefahr entgegenzusetzen. Endlich wurde er von ihnen gefangen genommen, die Augen verbunden und um seinen Hals ein Strick befestigt, doch so, dass er nicht gewürgt werden konnte. Man zog ihn zur Erde nieder und schleppte ihn bis an den Saal, wo er den neuen Grad empfangen sollte. Die Schatten entfernten sich mit einem abgebrochenen Geschrei. Man richtete ihn auf und führte ihn ganz entkräftet in den Zusammenkunftsraum. Die Augen wurden ihm aufgebunden, und hier sah er einen prächtig erleuchteten Saal mit symbolischen Gemälden. Der König selbst war mit dem Demiurges**) gegenwärtig.

Alle trugen ihre Alydei,***) um sie sassen die Stolipha oder Wasserträger, der Hierostalista, mit der Schreibfeder auf dem Hute, als Sekretär, der Zakoris oder Kassierer und der Komastis, welcher die Mahlzeit besorgte. Der Odos oder Redner (Sänger) hielt nun eine Rede, worin er dem neuen Chistophoris zu seinem Vorsatze Glück wünschte. Er habe aber erst die Hälfte seiner Arbeit vollbracht, noch müsse er sich weiteren Proben unterziehen. Jetzt wurde ihm ein Trank überreicht, der sehr bitter war und Zi-ze hiess.†) Diesen musste er ausleeren. Hierauf übergab man ihm das Schild der Minerva, legte ihm die Stiefeln des Anubis (Merkur) an, sowie den Mantel und die Kappe des Orkus. Er erhielt ein Schwert, indem ihm befohlen wurde, der Person, welche er dort in der Höhle antreffen würde, den Kopf abzuschlagen und dem Könige zu überbringen. Jedes Mitglied rief aus: Niobe, da ist die Höhle des Feindes. Es zeigte sich in der Höhle ein ausserordentlich schönes Weib, welches zu leben schien, jedoch sehr kunstvoll aus feinen Blasen und Häuten verfertigt war. Zu dieser Figur ging der neue Chistophores, erfasste sie bei den Haaren, hieb ihr den Kopf ab und brachte ihn dem Könige

*) Tertullianus de militis corona.
**) Demiurges war der höchste Aufseher der Gesellschaft.
***) Ein hoher ägyptischer Orden. (Orden der Wahrheit.)
†) Athenaeus, Lib. IX.

und Demiurgen, welche seine Heldenthat lobten und ihm erzählten, er habe das Haupt der Gorgo*) abgehauen, welche mit Tiphon vermählt gewesen und Anlass zum Morde des Osiris gegeben habe. Er solle stets Rächer des Bösen sein. Hierauf erhielt er die Erlaubnis, die Kleidung, welche er erhalten, von jetzt ab für immer zu tragen. Sein Name ward in ein Buch eingetragen, worin alle Richter des Landes verzeichnet standen. Er hatte freien Umgang mit dem Könige und erhielt seine tägliche Nahrung vom Hofe.**) Alle Gesetzbücher des Landes empfing er, nebst einem Orden, welchen er aber nur bei der Aufnahme eines Chistophores oder nur in der Stadt Sais tragen durfte. Er stellte die Isis oder Minerva in Gestalt einer Eule vor. Man gab ihm davon folgende Erklärung: Der Mensch ist bei seiner Geburt ebenso blind als eine Eule. Erst durch Erfahrung, Proben und Weltweisheit wird er ein sehender Mensch. Der Helm bedeutet den höchsten Grad der Weisheit. Der Kopf der Gorgona die Unterdrückung der Leidenschaften. Der Schild die Beschützung gegen Spottreden. Die Säule die Standhaftigkeit. Der Wasserkrug den Durst nach Wissenschaften. Der Köcher mit den Pfeilen die Beredsamkeit. Der Palmen- und Ölzweig den Frieden. Ferner lehrten sie ihn, dass der Name des grossen Gesetzgebers Joa***) heisse. Dieses war auch ihr Losungswort. Zuweilen hielten sie Zusammenkünfte, zu denen niemand als die Chistophores kommen durften. Diese Versammlung hiess Pyxon.†) Ihr Versammlungswort lautete: Sasychis.††) Hier wurde auch die Ammanische Sprache gelehrt.†††)

Fünfter Grad.

Balahata.

Der Chistophores hatte das Recht, diesen Grad zu fordern, den ihm der Demiurgus nicht abschlagen durfte. Er wurde nach dem Orte der Zusammenkunft geführt, woselbst er von allen Mitgliedern empfangen und in den Saal eingeführt wurde. Nun führte man ein Schauspiel auf, welches nur er allein ansehen durfte, und wovon er zuletzt die Erklärung erhielt.

Eine Person, Orus genannt, ging in Begleitung einiger Balahaten, welche alle Fackeln trugen, in dem Saale herum und schien etwas zu suchen. Endlich fing Orus an, seinen Degen zu zücken. Man sah darauf in einer Höhle, über welcher Flammen aufloderten, den Typhon ganz traurig, wie einen

---

*) Gorgo, Gorgal und Gorgone sind ägyptische Namen der Medusa.

**) Diodorius ficulus, Lib. I de Judiciis Aegyptiorum.

***) Wenn das Wort Jehovah ohne Punkte geschrieben wird, heist es Joa.

†) Lit. de justice.

††) Name eines alten ägyptischen Priesters.

†††) Dieselbe war die Geheim-Sprache der ägyptischen Priester.

Mörder sitzen. Orus nahte sich ihm. Typhon aber stand auf und zeigte sich in einer abschreckenden Gestalt. Hundert Köpfe sassen auf seinen Schultern. Sein ganzer Leib war mit Schuppen besetzt und seine Arme von einer erstaunlichen Länge. Nichtsdestoweniger drang Orus auf ihn ein, warf ihn zu Boden und erlegte ihn. Man warf seinen Körper, nachdem man das Haupt abgeschlagen hatte, in die Höhle, aus welcher nun Rauch und Flammen hervorbrachen. Das Haupt aber wurde jedem gezeigt, wobei die tiefste Stille herrschte. Der neue Balahate erhielt nun folgende Erklärung. Typhon bedeutet das Feuer, ein schreckliches Element, ohne welches in der Welt nichts ausgerichtet werden kann. Orus, die Arbeit und der Fleiss, bemächtigen sich seiner und bemeistern ihn, dass er als ihr Sklave ihnen unterthan sei. Hierauf erhielt der Balahat Unterricht in der Chemie. Und wenn er Lust hatte, stand es ihm frei, ihren Untersuchungen, so oft er wollte, beizuwohnen. Sein Losungswort war Chimia.

Sechster Grad.

Astronomos vor der Pforte der Götter.

Dieser Grad war mit einigen Vorbereitungen verbunden, der Balahat wurde gleich beim Eintritt in den Versammlungssaal in Fesseln und Banden gelegt. Der Thesmophores führte ihn hierauf zuerst nach der Pforte des Todes zurück, welche viele Stufen hatte, die man hinuntersteigen musste, weil bei der Einweihung vom dritten Grade an die Höhle mit Wasser angefüllt war. Hier sah er die Leichen liegen, welche als Verräter der Gesellschaft umgebracht waren. Man drohte ihm ein gleiches Schicksal, und nun wurde er wieder zurückgeführt, einen neuen Eid zu schwören. Nach Ablegung desselben wurde ihm der Ursprung der ganzen Götterlehre erzählt und ihm die Anleitung zur praktischen Sternkunst beigebracht. Er musste des Nachts den Beobachtungen beiwohnen und den Gliedern desselben Grades arbeiten helfen. Er wurde vor den Astrologen und Horoskopstellern gewarnt, denn gegen diese hatten sie einen wahren Hass und Abscheu, indem sie die Urheber der Abgötterei und des Aberglaubens waren. Diese falschen Lehrer des Volkes hatten sich das Wort Phönix zu ihrer Lösung erwählt, worüber die Astronomen nur spotteten.*) Gleich nach seiner Aufnahme führte man ihn zur Pforte der Götter und eröffnete ihm dieselbe. Er fand daselbst alle abgebildet, wobei ihm der Demiurges die Auslegung ihrer Geschichte selbst erteilte, ohne ihm etwas zu verschweigen. Auch zeigten sie ihm die Bildnisse ihrer vorangegangenen Oberaufseher, sowie die Liste ihrer in der ganzen Welt zerstreuten

---

*) Heliodorus Hist. Aethiop, Lib. III.

Mitglieder. Sie lehrten ihn auch einen priesterlichen Tanz, in dessen Gängen die Laufbahn der Gestirne vorgestellt war.*) Das Losungswort war Ibis, das Symbol der Wachsamkeit.

Siebenter Grad.

Propheta,**)

oder vielmehr Saphenath Pomkah, ein Mann, der die Geheimnisse weiss.

Der letzte und vorzüglichste Grad, worin alle Geheimnisse genauer erklärt wurden. Der Astronomos konnte ohne Bewilligung des Königs, der Demiurgen und aller höheren Mitglieder diesen Grad nicht erhalten. Es wurden öffentliche Umzüge veranstaltet, wobei sie jederzeit alle Heiligtümer dem Volke zeigten. Ein solcher Umgang wurde Pamylach genannt.***) Nach ihrer Vollendung gingen sie nachts heimlich aus der Stadt, wo gewisse Häuser in einem Viereck erbaut waren, deren verschiedene prächtig dekorierte Zimmer das menschliche Leben darstellten.****) Diese Häuser wurden Maneras genannt†), denn das Volk glaubte, dass die Priester Umgang mit den Verstorbenen pflegten. Bei ihrer Ankunft in diesen Häusern, die mit vielen Säulen, an welchen wechselweise eine Sphinx und ein Sarg stand, umgeben waren, überreichte man dem neuen Propheten einen Trank Cimellas††) und erklärte ihm dabei, dass er nunmehr alle Proben bestanden habe. Hierauf empfing er ein Kreuz von besonderer Bedeutung, welches er beständig tragen musste.†††) Zur Bekleidung erhielt er ein weissgestreiftes, sehr weites Kleid, Etangi genannt. Seine Kopfbedeckung war viereckig. Zu seinem Zeichen hatte er hauptsächlich, dass er seine Hände in den weiten Ärmeln seines Kleides zu verbergen pflegte.††††) Die Haare wurden ihm gänzlich abgeschnitten.§) Er erhielt die Erlaubnis, alle geheimen Bücher zu lesen, welche in der Ammonischen Sprache geschrieben waren, wozu er die Chiffre erhielt, welche königlicher Baubalken genannt§§) wurde. Ihr grösster Vorzug war Sitz und Stimme bei der Königswahl.§§§) Adon war ihr Losungswort. Aus ihrer Mitte wurden die Ämter und die Stelle des Demiurgen besetzt.§§§§)

---

*) Lucian de fultatione.
**) Jamblychus de Mysteriis Aegypt.
***) D. i. Beschneidung oder Lösung der Zunge.
****) Voyage de Lucas en Egypte.
†) Totenhäuser.
††) Vermutlich aus Wein und Honig hergestellt. Ahenaeus, Lib. IX.
†††) Rufinus, Lib. II, Kap. 29.
††††) Porphyrius de Abstinentia.
§) Picrius, Lib. XXXII.
§§) Plutarch de amore Fraterno.
§§§) Synesius de Providentia.
§§§§) Historiae Deorfyntagma primum Lilio greg. Autore, pag. 2.

Amt und Kleidung.*)

A. Demiurges, oberster Aufseher der Gesellschaft, trug einen himmelblauen Rock, mit Sternen bestickt, und einen gelben Gürtel. Am Halse trug er einen Saphir, mit Edelsteinen umfasst, an einer goldenen Kette. Er war zugleich der höchste Richter im ganzen Lande.

B. Hierophantes, fast ebenso wie der Demiurg gekleidet, doch trug er zum Unterschiede vom ersteren ein Kreuz.

C. Stolistas, der Wasserträger, hatte einen weissgestreiften Rock an und eine besondere Art von Stiefeln. Er hatte alle Kleidungen unter seiner Verwahrung.

D. Der Hierostolistas trug eine Schreibfeder auf dem Hute und ein Gefäss von cylindrischer Gestalt, welches dazu diente, die Tinte zum Schreiben zu verwahren.

E. Thesmophores hatte alle Eingeweihte einzuführen. Introduktor.

F. Der Zakoris führte die Kasse.

G. Komastis besorgte die Mahlzeiten, unter ihm standen alle Pastophores.

H. Odos, der Redner. Ceremoniell bei den Mahlzeiten.

Sie mussten sich vorher alle waschen, ehe sie sich zu Tische setzten. Sie durften keinen Wein, sondern nur Bier trinken. Bei Tische wurde entweder ein ganzes Skelett oder ein Sarg herumgezeigt, worauf der Redner das Maneros, das ist: O Tod, komm uns zur rechten Stunde, anstimmte, welches von allen Mitgliedern mitgesungen wurde. Nach vollendeter Mahlzeit gingen sie zu ihren Geschäften und Betrachtungen oder verfügten sich zur Ruhe, wenn sie nicht zu astronomischen Beobachtungen das Götterthor Biranta öffneten, in welchem Falle sie ganze Nächte durchwachten und Beobachtungen anstellten.



Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

Arvodo hat schnell den Ort, in dem sein Wagenführer seiner harrte, erreicht, denselben aufgefunden und fährt alsbald zurück, der Königsstadt zu.

*) Montfaucon, Tom. II.

Zurückgelehnt in die Ecke seines Gefährtes, ist er in tiefes Sinnen versunken, seine Seele ringt nach einem Entschluss, den zu fassen er nunmehr genötigt ist. Die Ereignisse der letzten Tage ziehen an seinem geistigen Auge vorüber und unwillkürlich führt er ein leises Selbstgespräch:

»Das Ziel, das ich mir in Muhareb setzte, ist verloren. Nimmer wagt dieser Höhlenmensch mehr tapfere That. Versunken ist Mabans Geist in ihm. Sein Weg ist nicht der meine. — Gehe er seine Wege, ich werde die meinen gehen. — Doch welche sollen diese sein? — Unermesslich sind die gefundenen Schätze. Ich erringe mit diesen durch Gewalt, was Areval mir nicht geben will, — die Herrschaft! — Wozu aber jetzt noch Gewalt? — Von selbst ist mir längst die Frucht zugewachsen durch Arevals Zuneigung, ich brauche sie nur zu pflücken. — Aus Arevals Hand kann ich zu jeder Stunde das Scepter nehmen. Wenn Areval weiss, dass Muhareb lebt, so giebt die Furcht vor seinem Bruder ihn mir ganz in die Hände. Muhareb will nicht König von Mallona werden, ich Thor wollte ihm die Macht ausliefern, die doch nur ich ihm erringen würde. Wohlan, ich werde für mich selbst nunmehr die Kräfte brauchen. Areval fällt, wenn ich es will, seine Stelle nehme ich ein. Der nächste König heisse Arvodo. Die Gleichberechtigung vor dem Volk als anerkannter König wird mir nur durch Artayas Hand. Ich hasse dieses Weib, die nur sich selbst und ihren Lüsten lebt. Artayas Hand giebt mir die Gleichberechtigung des Thronanspruches, doch bleibt sie die Königin, so lang sie lebt.« —

Arvodo atmet tief auf und wiederholt:

»So lang sie lebt, — und wenn ich einst diese Schlange zertrete, würde das ein Verbrechen sein, nicht nur Vergeltung für das Gift, das sie bereits ausgespieen? Ist nicht mein Bruder selbst davon betäubt? — Wie wird er es aufnehmen, sieht er mich als seinen Nebenbuhler? — Er ist jung, er würde vergessen, schönere Weiber giebt es als Artaya. Er muss vergessen, um des hohen Zieles wegen, das mir und ihm winkt. — Er wird es auch, gebe ich ihm die Mittel hierzu — die soll er haben, soviel er mag. — — — Ich erkenne es jetzt klar, Gewalt führt nur vielleicht und mühsam zum glänzenden Ziele, dieser Weg sicher und mühelos. — Ich bin der Mann, beide zu wandeln, doch wählt der Kluge stets den gangbareren und nicht den rauhen Pfad. — — Und Muhareb, der Höhlenmann, was wird er thun? — Nichts, wie er Jahrungen gethan. Ich kann es ja nicht fassen, was ihn bestimmt, er gewisslich nicht, was mich jetzt lockt. Was kümmert mich noch dieser Höhlenmensch, mag er beten an Fedijahs Leiche, — das erkennt er als seine Bestimmung. Die meine ist, zu herr-

schen, dem kraftlosen Areval das Scepter zu entwinden, ein Fürst zu werden, wie noch keiner war!« —

Heiss wird es Arvodo bei diesen Gedanken, er rafft sich empor und öffnet die Schutzvorrichtung gegen den scharfen Luftzug, gierig die Kühlung einatmend, die ihm entgegenströmt. — Sein Entschluss ist gefasst und ungeduldig blickt er nach dem Horizont, an dessen Saume im Glanze des heranbrechenden Morgens die Königsburg der Hauptstadt blinkt. —

Um das Weitere verstehen zu können, ist es notwendig, hier einige Aufklärungen der kosmischen Verhältnisse des Planeten einzuschalten, wie sie nach verschiedenen Versuchen von seiten des Mediums ergründet wurden. Der Planet Mallona umkreiste die Sonne in einer Entfernung von ca. 70 Millionen Meilen, besass, wie bereits gesagt, eine weit dichtere Atmosphäre, infolgedessen ein weit stärkerer Luftdruck auf ihm herrschte als bei uns. Da die Axe des Planeten nicht in einem Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad, wie die der Erde geneigt war, sondern weniger, so hatte dieser Umstand zur Folge, dass die Zonen des Planeten weit geringeren Temperaturschwankungen unterworfen waren, wodurch wiederum, in Verbindung mit der dichteren Atmosphäre, die die Wirkung der Sonnenstrahlen konzentrierte, verhindert wurde, dass trotz der geringeren Sonnennähe Licht- und Wärmeverteilung geringer als auf unserer Erde gewesen wären. Im Gegenteil, die Jahreszeiten waren gleichmässiger, ruhiger, als in unseren gemässigten Zonen, nur am Äquator herrschte eine fast beständige Hitze, die den heissen Gürtel Mallonas zur Wüste gestaltete und von den Bewohnern gemieden wurde. Die Erdteile Mallonas lagen hauptsächlich nach der nördlichen Hälfte der Halbkugel, jenseits der heissen Zone galt das Land noch unentdeckt und war auch unbewohnt. Die Bewohner, wenig durchdrungen von dem Forschermut unserer Afrikareisenden, scheuten es, in jene Gegenden einzudringen, die ihnen gar keine Existenzmittel boten. Noch weniger waren sie zur Schiffahrt geneigt, um zur See den heissen Gürtel zu durchbrechen und jenseits desselben sich anzusiedeln. Die Gründe hierfür lagen in den Stürmen, die alljährlich zur anbrechenden Winters- und Sommerszeit die Meere wie auf Erden unsicher machten und die gebräuchlichen nur kleinen Schiffe leicht zertrümmerten. Ihre Wagen machten, wie schon erwähnt, Schiffe, die auf kleinen Seebecken und Flüssen benutzt wurden, für Reisezwecke unnötig. Eine tiefe Abneigung gegen die Luftschiffe, das heisst den Gebrauch derselben, herrschte auf Mallona. Kein Bewohner wagte es so leicht, sich dem unsicheren Elemente anzuvertrauen, da der sichere Erdboden zur Fortbewegung genügte. Luftschiffer und Seeleute, die hin und wieder die in der Kon-

struktion genau bekannten Fahrzeuge benutzten, wurden als eine Art Wahnsinnige betrachtet, die den Dämonen des Wassers und der Luft verfallen waren und von den Launen der Unsichtbaren abhängig wurden. Abergläubische Furcht umgab die Thätigkeit derselben mit dem Scheine des Übernatürlichen, beruhend auf einen Pakt mit den unsichtbaren Mächten, so dass es nicht geraten sei, sich an den Fahrzeugen und deren Besitzern zu vergreifen, um die dienstbaren Dämonen der Elemente nicht zu erzürnen.

Diese Umstände verursachten es, dass Muhareb unentdeckt an der Küste leben konnte, nicht allzuweit von dem Königssitze, dass Upal in dem Besitze eines Flugschiffes unbehelligt blieb und dass niemand gewagt hätte, dasselbe auf der Felsenhöhe zu suchen oder gar zu zerstören, sobald dessen Vorhandensein entdeckt worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)



Sprechsaal.

Geöffnet für Erörterungen jeglicher Art.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Um nicht völlig missverstanden zu werden, möchte ich Sie bitten, mir noch ein letztes Wort über meinen Artikel im Sprechsaal No. 6 des »Wort«: »Die Extravaganz von der Norm« für meine Rechtfertigung zu erlauben. —

Ich glaube, dass Herr A. Kiefner den Sinn von Extravaganz und Norm zu different aufgenommen hat.

Man wird wohl mit mir übereinstimmen, wenn ich unter Norm das Feingefühl des allgemein Vernünftigen verstehe und nicht das, was die Tagesordnung und die Mode hervorbringt; letztere besonders ist individuelle Eigenheit, die oft viele Menschen mitmachen, nachäffen, und ist spezielle Geschmacksrichtung, aber nicht die Norm, im Gegenteil von ihr abschweifend, oft sehr extravagant. —

Das allgemein Vernünftige (die Norm) ist eben nicht das Spezielle und muss von einer höheren Erkenntnis geschaut werden, um sie richtig zu erkennen und zu fühlen; da aber die Menschen auf verschiedenen Entwicklungsstufen stehen, so kann auch ein Wort in verschiedene Begriffe zerfallen, je nach der Veranlagung des Menschen, und was der eine für

Norm hält, kann der andere für Extravaganz halten, weil jeder, wie gesagt, aus sich schaut. —

Der Fanatiker, kurz jeder Überspannte in irgend einer Sache, die er verficht, wird nicht einbekennen wollen, dass er ganz und gar auf einem extravaganten Standpunkt steht, er wird seine überspannte Strebung solange betreiben, bis er nüchtern wird, wenn er es wird! —

Auch ich bin Abstinent, d. h. ich lebe so vernünftig, als es meine Erkenntnis vorschreibt, um meinen Geist und Körper für die Pflichten meiner Nächsten zu erhalten, ich gehe die goldene Mittelstrasse, dies ist meine Norm.

Mein Artikel ist durchaus nicht persönlich gehalten, und niemand auf unserem Gebiete der Theosophie, der wahren Hygiene und des Vegetarismus wird sich betroffen fühlen, wenn er nach der Norm vernünftig handelt, denkt und lebt. — Ich bin weit entfernt, Menschen anzutasten oder zu tadeln, die bemüht sind, ihre Brüder auf edlere Bahnen zu lenken und denen anzugehören auch ich mir schmeichle.

Dass aber auch Extravaganzen sich in unseren Kreisen vorfinden, ist Thatsache und könnte Herr Kiefner bei näherer Umschau nicht leugnen; sie sind wie das Unkraut im Acker, und es thut not, auf sie tadelnd den Pfeil zu zielen, denn sie machen sich vor der Welt nur lächerlich und der guten Sache keine besondere Ehre.

Wenn Herr Kiefner meinen Artikel nochmals mit ruhigem Blut überliest, vielleicht denkt er anders, und wir wollen Freunde bleiben! Jos. Günzl.



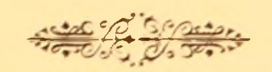
Der Gesundheitshüter.

Der Nährwert des Eies.

Wie und auf welche Weise ein Ei genossen werden soll, damit der Nährwert völlig ausgenutzt werden kann, darüber sind die Ansichten immer noch sehr geteilt, weshalb es wohl für viele von Interesse sein dürfte, namentlich zur gegenwärtigen Jahreszeit, wo der Genuss frischer Eier ein sehr bevorzugtes Nahrungsmittel des Volkes ist, ein Näheres zu erfahren, in welcher Weise genossen es der Gesundheit bezw. Kräftigung des menschlichen Körpers am zuträglichsten ist. Vielfach ist

es Gebrauch, dass in Krankheitsfällen dem Patienten das »Eigelb« in der Suppe verrührt, das »Eiweiss« aber vorenthalten wird. Das ist ein Fehler, denn der wertvollste, das heisst der nährende Bestandteil im Ei ist das »Eiweiss« und in erheblich grösserer Menge als das »Eigelb« in demselben enthalten. Der Nährwert des Eigelbes bezw. Eidotters ist hauptsächlich wegen seines Fettgehaltes bedeutend. Das Eiweiss als Hauptbestandteil des Eies besteht nur zu reichlich circa 13 Prozent aus eigentlichem Eiweiss und etwa 87 Prozent aus Wasser, trotzdem verhält sich der Eiweissgehalt im Eiweiss zu dem im Eigelb wie 5 : 3. Wenn nun das Eiweiss als der wichtigste Nährstoff und als die hauptsächlichste Quelle der Lebensenergie bezeichnet wird, so kann demnach das Urteil über das Wertverhältnis dieser beiden Bestandteile des Eies nicht zweifelhaft sein. Wenn viele sich der Redensart bedienen, dass ein Ei ebenso viel wert sei, als ein halbes Pfund Fleisch, so dürfte dies wohl nicht so ernstlich gemeint sein. Wenn auch gegenwärtig die Fleischpreise sehr hohe, so ist dennoch ein Pfund Fleisch billiger, als derjenige einer gewissen Anzahl Eier, die denselben Nährwert an Eiweiss und Fett geben würden, denn ein Ei wiegt in diesem Verhältnis nur circa 40 Gramm Fleisch oder 150 Kubikcentimeter Milch auf! Eine Verwendung der Eier ist überall da von hohem Werte, wo eine Steigerung des Nährwertes und des Wohlgeschmackes gleichzeitig gewünscht wird und da dies meistens der Fall, so folgert daraus die unvergleichliche Bedeutung des Eies in unserer Zubereitung der Speisen. Vor allem aber kommt es gar sehr auf die Art an, wie das Ei genossen wird. Je frischer, desto besser, das ist eigentlich selbstverständlich und eine halbwegs erfahrene Hausfrau wird die Güte des Eies auch sofort feststellen können. Frische Eier zeichnen sich nämlich durch eine grössere Durchsichtigkeit und ein höheres Gewicht aus und müssen in einer starken, circa fünf- bis zehnprozentigen Kochsalzlösung zu Boden sinken. In Kalkwasser eingelegte Eier lassen sich nur in dem Falle lange aufbewahren, ohne dass der Nährwert derselben in schädlicher Weise beeinträchtigt wird, wenn die Poren der Schale vom Kalk vollständig geschlossen worden sind, so dass ein Eindringen von Fäulniskeimen verhindert wird. Sind die Poren der Schale offen, so verliert das Ei durch die Verdunstung des Wassergehaltes in demselben an Gewicht und wird an heller Durchsichtigkeit verlieren. Die zweckmässigste Art, den Nährwert des Eies dem Körper des Menschen voll und ganz zuzuführen, ist: wenn es mit seinem ganzen Inhalte zuvor verquirlt wird. Die unzweckmässigste Art ist jedoch das Trinken roher Eier. In letzterem Falle ballt sich nämlich das Eiweiss im Magen zu einer kugeligen Masse zusammen und wird nur in ganz geringen Teilen verdaut. Diesen Punkt

sollten ganz besonders die Mütter, welche meistens der irrtümlichen Ansicht huldigen, durch Verabreichung roher Eier ihre Kinder zu kräftigen, einer grösseren Beachtung wert halten. — Will sich jemand an dem Genusse von Eiern laben oder kräftigen, dann müssen solche niemals roh, sondern in angekochtem Zustande genossen werden; wer dieselben mehr hart geniessen will, muss, um eine leichtere Verdaulichkeit derselben im Magen zu bewirken, das Ei beim Genuss im Munde so viel wie möglich zerkleinern.



Rundschau aus allen Gebieten.

Archäologie.

Alte Posaunen. Im Nationalmuseum zu Kopenhagen befinden sich einige Exemplare vorgeschichtlicher Bronzeposaunen, sogenannte »Lurer«, von welchen sich einige trotz eines Alters von ungefähr 2500 Jahren so vorzüglich gehalten haben, dass sie noch vollständig brauchbare Instrumente sind. Es wird vermutet, dass solche »Lurer«, wo sie bei Tempeldiensten oder ähnlichen Gelegenheiten benützt wurden, immer zwei und zwei zusammen geblasen wurden. Vor einigen Jahren wurde in Kopenhagen ein Versuch gemacht, zwei der am besten erhaltenen »Lurer« aus dem Nationalmuseum von Musikern der Kapelle des königlichen Theaters blasen zu lassen. Das Ergebnis war überraschend, diese uralten Instrumente könnten, wenn sie von tüchtigen Posaunisten geblasen werden, mit den Naturtönen eines jeglichen modernen Blasinstrumentes konkurrieren und zeichneten sich nicht allein durch die Menge ihrer Töne, sondern auch durch deren Beschaffenheit, durch Reinheit, Klangfarbe, Stärkegrad und Volubilität aus. Augenblicklich bereist der dänische Komponist Allin Dänemark und giebt Konzerte mit Lurer-Begleitung.

Erfindungen.

Drahtlose Telephone in jedem Hause. Bei dem lebhaften Interesse, das gerade jetzt der »drahtlosen Telephonie« entgegengebracht wird, dürfte eine Mitteilung der Londoner Westminster Gazette über ein neues System drahtloser Telegraphie und Telephonie grosse Aufmerksamkeit erregen, wenngleich die schon in der Überschrift angedeuteten optimistischen

Zukunftsbilder mit Vorsicht aufzunehmen sein dürften. Es handelt sich um das Armstrong-Orling-System, dessen Entwicklung ganz märchenhaft scheint. Im vorigen Herbst veranstalteten Armstrong und Orling vor Vertretern der englischen Presse auf einem offenen Platze bei Hughenden (Buckinghamshire) höchst interessante Versuche. Es wurde gezeigt, dass elektrische Impulse durch den Boden ohne Drähte von Ort zu Ort gesandt werden können. Drahtlose Depeschen wurden auf diese Weise über die Felder ausgetauscht, und zwar ohne die für Marconi unentbehrlichen hohen Stangen. Man sah ein drahtloses Telephon bei der Arbeit. Die Steuermaschine eines Torpedos, das 500 Yards davon entfernt in einem mit Wasser gefüllten Graben lag, wurde einfach durch den Hebel eines kleinen Apparates (des »Übertragungsapparates«), in den der elektrische Strom einer gewöhnlichen kleinen Batterie geleitet war, rechts und links bewegt. Ähnlich wurde eine elektrische Lampe auf hoher Stange weit in den Feldern erhellt und ausgelöscht. Der elektrische Strom war in einer gewöhnlichen Bunsenbatterie (Kohle und Zink) erzeugt, durch den Übertragungsapparat (in einem Kasten von der Grösse einer gewöhnlichen Cigarrenkiste) in den Erdboden geleitet, und dann gingen die elektrischen Impulse schnell und ohne Draht zu ihrem Bestimmungsort am anderen Ende des Feldes, wo ein »Empfangsapparat« sie aufnahm. Die Übertragungs- und Empfangsapparate enthalten das Geheimnis der Erfindung. Die Erfinder können nun jetzt nach dem vorliegenden Bericht auf eine Entfernung von fünf englischen Meilen durch den Erdboden telegraphieren oder telephonieren ohne eine besondere Einrichtung, wie sie behaupten, ohne Stangen von gewisser Höhe und natürlich ohne Drähte, und sie gedenken binnen kurzem Apparate zu verkaufen, mit denen man von überall her an jeden gewünschten Ort innerhalb einer Entfernung von wenigstens 20 Meilen telegraphieren oder telephonieren kann. Der Erdboden wird als Leiter gebraucht. Es ist nur nötig, dass man den Überträger oder Empfangsapparat in seinem Zimmer mittels eines kurzen Drahtes mit dem nächsten Gas- oder Wasserrohr verbindet, das den Strom von oder nach der Erde leitet, und alles ist zur Herstellung sofortiger telegraphischer oder telephonischer Verbindung bereit. Mauern und Häuser bilden für die elektrischen Stösse des Armstrong-Orling-Systems kein Hindernis. Zum Telegraphieren über eine grössere Entfernung als 25 Meilen gebrauchen jedoch auch Armstrong und Orling wie Marconi noch die Luft als Leiter. Sie haben eine besondere Einrichtung mit hohen Stangen an beiden Seiten und treiben von Station zu Station elektrische Funken durch die Luft. Sie behaupten, ihre Stangen wären nur ein Zehntel so gross wie die von Marconi ge-

brauchen, und sie können hundert Zeichen senden, während er ein halbes Dutzend signalisiert. . . . Eine Gesellschaft mit einem Kapitale von 3500000 Mk. hat sich bereits zur Ausbeutung der Erfindung gebildet. Die Gesellschaft wird zwei Fabriken, eine in Buckinghamshire und eine zweite in Frankreich, errichten. Die Plätze dazu sind schon gewählt, die Pläne vor einiger Zeit entworfen, und alles, bis herab zu dem illustrierten Katalog und den Preislisten, ist fertig. Sie wird ein vollständiges Telephon für kurze Entfernungen zu 60 Mk. verkaufen; dazu kommt eine jährliche Abgabe von 20 Mk. Ein Übertragungsapparat zum Telegraphieren für Morsezeichen kostet für kürzere Entfernungen 200 Mk., für längere 300 Mk., und dazu jährlich 20 Mk. Der Preis für den Empfangsapparat ist noch nicht bestimmt. Für Marine- und Heereszwecke ist ein tragbarer kombinierter Telegraph mit Telephon erfunden worden. Das Telephon soll die Sprache zwei englische Meilen weit deutlich tragen, jenseits dieser Entfernung muss der Telegraph gebraucht werden. Die Kosten dieses merkwürdigen Instruments betragen 210 Mk. und eine Jahresgebühr von 20 Mk.

Forschungsreise.

Antarktische Expedition. Aus London wird geschrieben: Zu Troon am Clyde wird von der Ailsa-Schiffsbaugesellschaft unter der Leitung des Jachtkonstrukteurs G. L. Watson der für die schottische antarktische Expedition unter Bruce bestimmte Walfischfänger »Hekla« umgebaut. Die »Hekla«, jetzt »Scotia« getauft, ist ein Schraubendampfer von 400 Registertonnen, 140 Fuss lang, 29 Fuss breit und 15,5 Fuss tief. Sie ist wegen ihrer aussergewöhnlichen Stärke für den Zweck wohl geeignet und ihre Auswahl hat unter Beihilfe von Nansen, Mr. Archer, dem Konstrukteur der »Fram«, und Herrn Ortmann vom Marine-Konstruktionsdepartement in Kopenhagen stattgefunden. Das Schiff wird speziell für oceanographische Untersuchungen eingerichtet, und zwar für solche physikalischer, wie für solche biologischer Art. Zwei grosse Trommeln erhalten je 6000 Fuss Kabel zum Sondieren der tiefsten Teile des antarktischen Oceans. Bruce wird nämlich der Route von Weddell folgen, welcher 1823 von Leith abfuhr und eine Breite von 74 Grad 15 Sekunden erreichte. Ostwärts dieser Route hat Ross mit 4000 Faden keinen Boden gefunden und spätere schwedische und deutsche Sondierungen haben diese Thatsache erhärtet. Um diese Frage jetzt zu lösen, wird die Sondierungsmaschine, Konstruktion Lucas, an Bord genommen werden. Bruce wird zuerst die Falklands-Inseln anlaufen, dann östlich zur Erforschung der Sandwich-Gruppe fahren und von dort

schliesslich so weit südlich vorzudringen suchen, wie es im Interesse der wissenschaftlichen Forschung liegen mag.

Gemeinnütziges.

Die Münchener Wochenschrift »Handel und Industrie« giebt von der Niederländischen Lebensversicherungs-Gesellschaft in Amsterdam, mit der das Custosamt einen besonders günstigen Vertrag zu Gunsten derjenigen Ordensmitglieder, welche eine Lebensversicherung eingehen wollen, bekanntlich abgeschlossen hat, folgende interessierende Darstellung.

Diese Gesellschaft ist zwar nicht die älteste, aber die grösste unter den holländischen Lebensversicherungs-Gesellschaften und gehört zu den technisch bestgeleiteten Gesellschaften. Erfreuen sich doch ihre Direktionsfunktionäre nicht nur in ihrem Heimatlande, sondern weit über diese Grenzen hinaus in Fachkreisen des grössten Ansehens. Grosse Rührigkeit und Vorsicht zeichnet die Verwaltung der »Niederländischen« aus, so dass das Vertrauen, dessen sie sich in allen Teilen ihres Geschäftsgebietes erfreut, wohlbegründet ist. Auch in Deutschland arbeitet die Gesellschaft bereits seit Mai 1881, und auch hier erwarb sie sich dank ihrer unermüdlichen Direktion in Leipzig einen grossen Kreis von Klienten, die jedenfalls das beruhigende Bewusstsein haben dürfen, ihre Interessen einem in jeder Beziehung vertrauenswürdigen Institut anvertraut zu haben. Was die Geschäftsergebnisse des letzten Jahres anbelangt, so sind diese etwas ungünstig beeinflusst durch ziemlich hohen vorzeitigen Verfall von Versicherungen, der aber ausschliesslich durch den südafrikanischen Krieg herbeigeführt ist. Seit Februar 1888 hat die »Niederländische« in Pretoria eine Filiale, und auch hier fand sie bei den Buren grossen Anklang; leider musste ein grosser Teil der Versicherungen aus Gründen, die wir nicht näher anführen brauchen, während des Krieges aufgegeben werden. Hiervon abgesehen, waren auch die Geschäftsergebnisse des 21. Geschäftsjahres wieder sehr befriedigend. Zu erledigen waren 5884 Anträge über 32 257 926 Mk. Versicherungssumme und 650 433 Mk. Rente, wovon 4774 Versicherungen mit 25 593 776 Mk. Versicherungssumme und 612 270 Mk. Rente abgeschlossen wurden. Der Reinzuwachs beträgt 2816 Versicherungen über 13 113 495 Mk. Versicherungssumme und 480 546 Mk. Rente, wodurch sich der Gesamtbestand auf 27 845 Versicherungen mit 164 478 636 Mk. Versicherungssumme und 2 962 318 Mk. Rente erhöhte. An Prämien sind 11 641 185 Mk. und an Zinsen und Kursgewinn 1 649 344 Mk. eingenommen. An die Versicherten und ihre Hinterbliebenen sind im ganzen 3 824 709 Mk. bezahlt, und 6 817 664 Mk. = 51 1/2 % sämtlicher Einnahmen sind der Prämienreserve zugeführt, die dadurch auf 42 058 503 Mk. ab-

züglich des Anteils der Rückversicherer angewachsen ist. Ausser dieser besass die »Niederländische« Ende des letzten Jahres neben ihrem Aktienkapital noch verschiedene Reserven in Höhe von 1 154 027 Mk. Die Kapitalsanlagen werden bei der Gesellschaft mit grösster Sorgfalt gemacht und mit peinlicher Aufmerksamkeit kontrolliert, so dass sie als in höchstem Grade sicher betrachtet werden dürfen. Im Gegensatz zu unseren deutschen Gesellschaften bevorzugt die »Niederländische« die Anlage in Effekten, die fast 50 % ihrer sämtlichen festen Anlagen ausmachen. Um gegen Kursschwankungen möglichst gesichert zu sein, überweist sie etwaige Kursgewinne und die Zinsen, die die Effekten über 4 % (den rechnungsmässigen Zinsfuss) ergeben (im letzten Jahre betrug der Durchschnittszins der Effekten 4,27 %), der Effektenreserve, während der gleiche Zinsüberschuss aus den Immobilien (diese brachten im letzten Jahre durchschnittlich 4,48 %) auf diese abgeschrieben wird. Es zeigt sich also auch hierin die vorsichtige und solide Finanzgebahrung. Die Verwaltung ist billig; im letzten Jahre erforderten die allgemeinen Unkosten 8,08 % der Einnahmen und die Provisionen und Arzthonorare 2,25 % der neuversicherten Summe. Aus dem Jahresgewinn erhalten die mit Gewinnanteil Versicherten eine Dividende von 1½ % aller gezahlten Prämien, die übrigens bei der »Niederländischen« schon von vornherein verhältnismässig niedrig sind, so dass sie also auch in Bezug auf die »Kosten der Versicherung« allen billigen Anforderungen genügt.

Naturgeschichte.

Der einsame Tod der Tiere. Zur Winterszeit, wenn auch die Menschen sich mehr in ihre Behausung zurückziehen als sonst, sind die Tiere vielfach darauf angewiesen, schützende Schlupfwinkel zu suchen, und dennoch laufen sie besonders häufig Gefahr, ihr Leben durch die Missgunst der Witterung einzubüssen. Trotzdem findet man im Winter und überhaupt selten ein totes Tier, wenn es nicht gerade von einem mörderischen Feinde ereilt worden ist. Daher ist vielfach die Frage erörtert worden, ob die Tiere zum Sterben mit Absicht verborgene Plätze aufsuchen, an denen ihre Leichen nicht gefunden werden können. Wenn man bedenkt, mit welcher Fülle tierischer Wesen die Erde bevölkert ist, wovon doch alljährlich eine grosse Zahl zu Grunde gehen muss, so ist die Thatsache, dass man so selten auf ein totes Tier trifft, geradezu auffallend. Ein geachteter Zoologe, Dr. Ballion, hat sich mit der Erklärung dieser Erscheinung in einem soeben veröffentlichten Aufsatze beschäftigt. Schon bei Katzen und Hunden zeigt sich die Gewohnheit, dass sie mit dem Eintritte des Todeskampfes den

fernsten Winkel ihres Aufenthaltsortes aufsuchen, um dort ungestört die letzten Augenblicke ihres Lebens durchzukosten. Die Kaninchen verlassen freiwillig ihren Erdbau, um fern von den ihrigen zu sterben, und ebenso machen es die Feldmäuse und Genossen. Eine tödlich verwundete Gemse sondert sich von dem Rudel ab, zieht sich an einen verlassenen Platz zurück, legt sich zwischen den Felsen nieder, leckt ihre Wunden und wartet auf Heilung oder Tod. Kranke Gemsen, die ihren Tod nahe fühlen, verbergen sich in Schlupfwinkel, die nur ihnen bekannt sind. Die Lamas haben ihre besonderen Bezirke zum Sterben, wo sich ihre Gebeine zu wahren Knochenhügeln ansammeln, an den Ufern mancher südamerikanischer Flüsse finden sich weite Flächen mit ihren bleichenden Beinen buchstäblich übersäet. Auf dieselbe Weise sind wahrscheinlich auch die grossen Knochenlager entstanden, die sich aus den Überbleibseln ausgestorbener Bären, Hyänen und anderer Geschlechter in den Höhlen Mitteleuropas angesammelt finden. Besonders selten ist ein toter Vogel anzutreffen, denn die sterbenden Vögel fliehen das Licht des Tages und suchen die dunkelsten Plätze auf, um dort ihr Leben auszuhauchen. Diese eigentümliche, aber nicht so unerklärliche Gewohnheit wird aber doch kaum von allen Tieren geteilt, und es giebt noch einen zweiten Grund, warum sich das Aussterben der Tierwelt dem Auge des Menschen entzieht. Jedes tote Tier ist für so und so viele seiner Vettern und Genossen ein erwünschter Bissen, und Hunderte oder gar tausend grössere und kleinere Mäuler sorgen dafür, es zum Verschwinden zu bringen. Mit Eintritt der Dämmerung erscheinen alle die Marodeure des Tierreiches auf dem Plane, die oft so wenig sympathischen Verwandten des treuesten Menschenfreundes, des Hundes, ferner die Geier, die Krähen, Millionen von Insekten und andere, um die Totenliste des zur Rüste gegangenen Tages zu besichtigen. In wenigen Tagen ist von dem grössten Riesen kaum mehr eine Spur übrig geblieben. So muss es sogar dem ungeheuren Elefanten ergehen, denn niemals werden Skelette toter Elefanten angetroffen. Dr. Ballion schreibt die beinahe unglaublich erscheinende Vernichtung der kolossalen Elefantenknochen der Thätigkeit von Wiederkäuern zu. Für diese gehört es zu den grössten Liebhabereien, an Knochen zu nagen, und das mächtigste Elefantenskelett wird von ihnen in etwa zwei Jahren vollständig aufgezehrt. Auch bei unseren Haustieren, soweit sie der Wiederkäuersippe angehören, ist die Vorliebe für Mineralstoffe wie Mörtel, Gips und sogar Erde, soweit sie Kalksalze enthält, wahrzunehmen, und ihre wilden Geschwister suchen diese Stoffe in den Tierknochen auf, die ihnen von dem grossen Sterben geliefert werden. Dass tote Vögel nicht lange sichtbar bleiben, ist wohl um so leichter erklärlich, als ihr Fleisch für eine besondere

Delikatesse unter den Tieren gilt. Zunächst bleiben nur die Federn an der Stelle, wo soeben ein grösseres Tier sein Mahl gehalten hat, liegen, bis auch diese verschwinden, zernagt und in Pulver verwandelt durch Myriaden von Insekten und durch die gefrässige Welt der niederen Tiere, denen nichts Lebendes widersteht.

Naturwissenschaft.

Ob vulkanische Asche fruchtbar ist, wird man auf Grund der letzten Naturereignisse auf den Kleinen Antillen wohl entscheiden können. Früher glaubte man allgemein, dass die vulkanische Asche sehr fruchtbar wäre, und die gegenteilige Ansicht, die Professor d'Albuquerque nach seiner ersten Untersuchung des Aschenfalls auf Barbados geäussert hatte, wurde allseitig mit Argwohn aufgenommen. Die in Westindien erscheinenden »Agricultural News« geben jetzt genaueren Aufschluss über die Frage. Professor Harrison äussert dort, dass der Vulkanstaub als Dünger gänzlich wertlos sei, da er nur 2 v. H. lösliche Bestandteile besitze. Die Vorstellung von der Fruchtbarkeit der Asche ist in Barbados dadurch hervorgerufen worden, dass die begleitenden Regenfälle die Pflanzen plötzlich zur Entwicklung brachten. Einen Vorteil hat der Aschenfall der Insel dennoch gebracht, nämlich durch die Vernichtung von Ameisen und von Schmarotzern auf den Blättern des Zuckerrohres.

Religionsbewegung.

Hervorragende belgische katholische Familien haben sich erboten, den aus Frankreich ausgewiesenen Ordensschwestern vorläufig ein Unterkommen zu gewähren. Die Familie des Prinzen Chimay hat bereits dreissig Schwestern auf ihrem Schlosse zu Beaumont aufgenommen. Die Familie des früheren Kammerpräsidenten Beernaert hat ebenfalls ihre Villa den Schwestern zur Verfügung gestellt. Der Senator Scheyven und andere Familien sind ihrem Beispiele gefolgt.

Herausgeber: Leopold Vogel. Redakteur: [illegible], [illegible], [illegible]
Druck von [illegible] in [illegible].